

DER FELS

Prof. Dr. P. Karl Wallner OCist:
Die Freude an Gott gibt Kraft für die Zukunft 3

Franz Salzmacher:
Auf der Suche nach Europas Identität 21

Bernhard Mihm:
Der Ethikrat ein „Ökumenisches Konzil der Zivilreligion“? 23

Katholisches Wort in die Zeit

41. Jahr Januar 2010



INHALT

Prof. Dr. P. Karl Wallner OCist: Die Freude an Gott gibt Kraft für die Zukunft (Schluss).....	3
Maria Veronika Walter: Die Gemeinschaft vom Heiligen Johannes	8
Dr. med. Karl-Maria Heidecker: Pater Anselm Werle OSB – Das Leben eines Christen kann ein Himmelfahrtskommando sein	10
Sie antworteten auf den Ruf Gottes	11
Jürgen Liminski: Noch ist der Sonntag nicht gerettet	12
Dr. Eduard Werner: Franz Sales Handwerker – Segenspfarrer und Visionär	16
Prof. Dr. Hubert Gindert: Was haben wir vom neuen ZDK-Präsidenten zu erwarten?	18
Franz Salzmacher: Auf der Suche nach Europas Identität ...	21
Bernhard Mihm: Der Ethikrat ein „Ökumenisches Konzil der Zivilreligion“?	23
Walter Flick: Verfolgung im Schatten der Weltpolitik	24
Auf dem Prüfstand	25
Zeit im Spektrum.....	27
Bücher	29
Leserbriefe.....	30

Impressum „Der Fels“ Januar 2010 Seite 31
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Die Anbetung der Könige
(oben) **Die Weisen aus dem Morgenland**
bei König Herodes (unten); Brandenburger
Evangelistar, St. Benno Verlag, Leipzig; Abb. 8

Fotos: 3,7 privat; 8,9 Maria Walter; 10 Karl-Maria Heidecker; 11 www.lumonferrato.org, und Kirche in Not; 13, 14, 21, 22 Liminski; 16 A. Weigl; F.S. Handwerker; 17 Archiv; 18, 19, 20 ZDF; 24 IGFM
Quelle S. 16: A. M. Weigl: „Blicke in die Zukunft“ von Segenspfarrer Handwerker, St. Grignonhaus Altötting;
S. 32: „Familie Chretienne“ vom 6.11.04, Tagespost vom 22.10.09

Liebe Leser,

die Zeit zieht in einer Gott abgewandten Gesellschaft traurig und wenig inspirierend dahin. Von einer Begeisterung für Ziele, die Energien freisetzt, ist in Deutschland seit der Wiedervereinigung nicht viel zu spüren. Trotzdem bleibt die Frage, was das Neue Jahr bringen wird, spannend.

Schon am Wahlabend des 27. September war klar: Eine geschwächte CDU/CSU, die schon bisher bei Entscheidungen um wichtige Wertefragen dazu neigte, sich der von den Medien vorgegebenen „Lebenswirklichkeit“ anzupassen, steht nun unter dem Druck des Koalitionspartners FDP, der diesen Vorgang beschleunigen will. Bei der lawinenartig ansteigenden Staatsverschuldung investiert die neue Bundesregierung nicht dort, wo langfristig die Gesellschaft wieder gesunden kann, nämlich in die Familie. Bei Licht gesehen erreichen die vorgeblichen neuen Wohltaten für die Familie nicht einmal die vom Bundesverfassungsgericht geforderte Freistellung des Existenzminimums von der Steuer. Der staatliche Zugriff auf die Familie durch einen forcierten Ausbau der Kinderkrippen mit der frühestmöglichen Trennung der Kinder von den Eltern wird allenfalls durch fehlende Mittel gebremst.

In der internen Wahlanalyse haben Politiker der C-Parteien die Vernachlässigung der Anliegen wertbewusster Christen entdeckt. Werden diese Reformpolitiker gegen Mehrheiten in der eigenen Partei, gegen den Koalitionspartner und die Oppositionsparteien christliche Wertpositionen revitalisieren können? Fairerweise muss man diesen Reformpolitikern zugute halten, dass sie kaum mit Rückenwind aus der Kirche rechnen können. Sie steht in Deutschland in der babylonischen Gefangenschaft der Medien, der katholischen Organisationen (ZdK) und Apparate. Mit ihnen und mit dem Staat will sich die Mehrheit der Bischöfe nicht anlegen. Dabei

gäbe es große Vorbilder, z.B. die Bischöfe Preysing und von Galen in der Nazizeit oder Dyba in der jüngeren Vergangenheit. Als der Brandenburgische Minister Jörg Schönbohm von der notwendigen Rechristianisierung Ostdeutschlands sprach, sprang ihm keiner zur Seite. Als Brockmann seine Kandidatur für den ZdK-Vorsitz ankündigte, bekam er wegen seines Engagements für „Donum vitae“ nicht die Zweidrittelmehrheit der Bischöfe. Alois Glück aber bekam sie. Jenen Bischöfen, die dem Druck nicht nachgegeben haben gebührt Dank und Anerkennung. Die fehlende Loyalität gegenüber dem Papst zeigt sich, wenn die Präsidentin des Katholischen Deutschen Frauenbundes Ingrid Fischbach erklärt, „Donum vitae“ habe in den vergangenen 10 Jahren Hervorragendes geleistet, oder wenn „Donum vitae“ seine 10-Jahresfeier in den Räumen der katholischen Akademie Berlin abhalten kann. Bei soviel Selbstsäkularisierung fragt die Augsburger Allgemeine Zeitung in einem Leitartikel „Sagt die Kirche den Menschen noch etwas?“ (31.10.09). Das ist zwar pure Heuchelei, weil dieselbe Zeitung der neuen EKD-Vorsitzenden Margot Käßmann seitenlange Lobeshymnen widmet. Diese aber vertritt ein Christentum light. Gibt es keine Hoffnungszeichen? Doch! Bischöfe, Priester und Laien, die bis zur Selbstaufopferung kämpfen, Gemeinschaften, die in dieser Gesellschaft christliche Existenz vorleben und Hoffnung herbeibeten. Sie wissen, dass Veränderungen immer von Wenigen ausgegangen sind. Vor allem gibt ihnen das Wort Christi Mut und Sicherheit: „Seht, ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt“.



Meine Mitarbeiter
und ich wünschen
Ihnen ein gesegnetes
Jahr 2010
Ihr Hubert Gindert

Die Freude an Gott gibt Kraft für die Zukunft

Vortrag auf dem Kongress „Freude am Glauben“
in Aschaffenburg – Schluss

3. Die Freude des Zieles

Manfred Lütz hat immer wieder einen interessanten Gedanken geäußert: Dass das Leben der Menschen noch nie so kurz war wie jetzt. Biologisch gesehen leben wir zwar immer länger, die Lebenserwartung steigt. Was Manfred Lütz meint, ist, dass das Leben des Gläubigen sich zusammensetzt aus dem Leben hier, aus den 70 oder 80 Jahren – plus minus – in dieser Welt *und* dem Leben in der Ewigkeit bei Gott. Fällt dieses letzte aber weg, wird das Leben kümmerlich klein, klaustrophobisch eng. Wo der Glaube schwach wird, da empfindet sich der Mensch plötzlich eingesperrt in diesen kleinen Käfig der Endlichkeit, und er empfindet sich dazu verurteilt, in diesem kleinen Leben vorwärts und vorwärts zu schreiten. Denn unser Leben kennt keinen Stillstand, Leben ist Prozess, Leben ist Entwicklung, menschliches Leben ist ein dauerndes Unterwegssein in den Kategorien von Raum und Zeit. Ein Leben, wo man sich eingesperrt empfindet in ein Hamsterrad, das man dauernd treten muss, ein solches Leben ist ein Leben ohne Freude.

Es gibt ein Lichtlein, das mir Hoffnung gibt: wo ich als Beobachter des Zeitgeistes das Gefühl habe, dass hier ein „Zeichen der Zeit“ liegt, das wir Christen bewusst wahrnehmen sollten: Das ist der Boom des Wallfahrens. Ja, das Wallfahren übt eine gewaltige Faszination aus: In meinem Kloster Heiligenkreuz, das an der Via Sacra nach Mariazell liegt, erleben wir es hautnah, wie in den letzten Jahren die Zahl der Fußwallfahrer steigt und steigt. Und weltweite Beachtung verdient der Boom des „Camino“, des Jakobsweges. Meine Analyse: Die Menschen gehen wieder wallfahren, weil sie auf

der Suche nach der größeren Freude sind, nach der Freude nämlich, einen letzten Sinn im Leben zu haben.

Zunächst ist das Wallfahren einmal banal gesehen die Alternative zu unserem Missverhalten des permanenten Sitzens. Wallfahren ist Protest gegen das „Versitzen“ von wertvoller Lebenszeit durch bloßes „Be-sitzen-Wollen“. Wallfahren ist der Protest zu der sitzenden Gesellschaft, zu der wir degeneriert sind: Wir sitzen vor dem Fernseher, wir sitzen im Auto, wir sitzen vor dem Computer – und wir halten Besprechungen ohne Ende, die wir sogar ausdrücklich „Sitzungen“ nennen ... Irgendwie spüren die Menschen, dass sie sich verlieren im „Ver-sessen-Sein“, wenn sie sich nicht aufmachen. Die Alternative zum Versitzen des Lebens ist der Aufbruch. Daher die Begeisterung auch für die Fußwallfahrt. Das Hinaus in die Natur als Alternative zum Versitzen des Lebens im Rhythmus des versessenen Konsumierens. Wenn Hape Kerkeling mit seinem Buch „Ich bin dann mal weg“ einen Mega-Best-

seller geschrieben hat, wenn sich Agnostiker, Esoteriker und sonstige nachchristliche Abenteurer in Scharen auf den Weg nach Santiago di Compostella machen, dann deshalb, weil sie alle instinktiv spüren, dass sie krank sind – krank, weil sie kein Lebensziel, keine letzte große Sinn-dimension haben.

Für mich ist das ein Hoffnungszeichen, denn sich auf den Weg machen ist etwas Ur-Christliches. Nichts widerspricht dem christlichen Glauben an Jesus Christus mehr als der Stillstand, das Fest-sitzen, die Bewegungslosigkeit. Es ist absolut kein Zufall, dass das öffentliche Wirken Jesu darin besteht, dass er drei Jahre lang mit ein paar von ihm berufenen Jüngern durch das Land zieht. Die Nachfolge, in die Jesus die ersten Jünger gerufen hat, muss man sich ganz konkret als permanente Wanderschaft vorstellen: hinter Jesus hergehen von Ort zu Ort, egal ob man sie gerade aufnimmt oder abweist. Jesus sagt einmal: „Die Füchse haben ihre Höhlen, die Vögel haben ihre Nester, der



Pfadfinder auf dem Jakobsweg

Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (Mt 8,20)

Das Christentum beginnt also mit dieser Weg- oder Wallfahrtsgemeinschaft. Und Jesus wird sich selbst als „den Weg“ bezeichnen, der zum Vater führt (Joh 14,6). Stillstand bedeutet Resignation. Sich auf Jesus einlassen, bedeutet, das Festsitzen überwinden und sich auf den Weg machen. Das war den ersten Chris-

bleibt ja eben nicht, wo er ist, der lässt ja etwas zurück. Er schreitet aus und richtet seinen Blick nach vorne auf ein neues Ziel. Mit dem Gehen spannt sich daher auch die Seele auf das aus, was vor ihr liegt. Paulus formuliert diese Wegerfahrung: „Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strecke mich nach dem aus, was vor mir ist.“ (Phil 3,13) Das Auf-dem-Weg-Sein wird so zur Heilung! Und dann steht man vor dem Gnaden-

das religiöse Suchen an sich, ohne die Möglichkeit des Findens, ist der letzte Sinn unseres Lebens. Sondern für uns Christen gilt: „Der Weg hat ein Ziel. Der Weg mündet in ein Ziel.“ Gott ist das letzte Ziel unseres Lebens.

Um zur Freude zu kommen, brauchen wir Christen wieder eine stärkere eschatologische Zielorientierung. Im Kindergarten hatte ich das Glück, von geistlichen Schwestern den Vers gelehrt zu bekommen: „In den Himmel will ich kommen, fest hab ich mir’s vorgenommen. Mag es kosten was es will, für den Himmel ist mir nichts zuviel.“ Ich habe schon dutzende Male darüber gepredigt, weil in diesem Wort eine Quintessenz dessen liegt, was wir heute in unserer Spiritualität brauchen: Die Hinorientierung auf das, was Christus uns durch seinen Tod und seine Auferstehung eröffnet hat: „In den Himmel will ich kommen, fest hab ich mir’s vorgenommen ...“

Ich sage das in den Raum der Kirche hinein: Wo die Kirche den Himmel vergisst, das große eschatologische Ziel, da degeneriert sie zu einer bloßen Wertevertretungsgesellschaft, zu einem irdischen Lebensbewältigungsverein, zu einer netten sozial-karitativen NGO. Dass wir mit unserem Glauben an eine Ewigkeit mit Gott nicht Opium verabreichen, um die Menschen im irdischen Jammertal zu betäuben, das beweisen wir Christen, denke ich ausreichend. Als Opiumdealer wurden spätestens 1989 die anderen entlarvt, die ein rein irdisches marxistisch-leninistisches Paradies verkündet haben und dafür über viele Jahrzehnte Völker in Diktatur und Unfreiheit gehalten haben. Ich glaube, dass uns Christen heute niemand mehr den Vorwurf macht, dass es uns nur um das Überirdische, Jenseitige, Ewige geht. Umso mehr möchte ich einmahnen, dass wir nur dann zur Kraft der Freude kommen, wenn wir die Ewigkeit nicht vergessen, zu der Gott uns berufen hat.

Seit Jahren habe ich am Verfall des kirchlichen Begräbnis- und Totenkultes gelitten. Eine schlechte Theologie, die aus irgendwelchen verschrobenen Theorien heraus den Begriff der „Seele“ abgeschafft hat, die das Gebet für die Verstorbenen, die „armen Seelen“ als nutzlos ansieht; die die Begräbnisfeier nur



Über eine Million mal ist die CD mit dem Gesang der Mönche von Heiligenkreuz innerhalb kurzer Zeit verkauft worden – warum? P. Karl Wallner: „Viele Menschen, auch Atheisten, Agnostiker, natürlich auch Muslime, sehr viele Protestanten, haben mir geschrieben: Warum ist diese Musik so schön, warum baut mich das so auf? Meine Antwort: Weil in dieser Musik die Freude steckt, auf ein großes Ziel hin unterwegs zu sein.“

ten so klar, dass sie ihren Glauben auch schlicht und einfach „den Weg“ (Apg 19,23; 24,14) nannten.

Wer wallfahrtet, bewegt sich. Wer wallfahrtet, hört auf festzusitzen. Die Erfahrung ist faszinierend, schon rein psychologisch ist das Gehen und Pilgern heilsam und kraftgebend. Der Wallfahrer erlebt plötzlich, wie all das, was einen bisher beschäftigt, bedrückt und vielleicht sogar erdrückt hat, zurückgelassen wird. Logisch! Denn wer geht, der

bild, etwa in Mariazell, im barocken Glanz steht die Gottesmutter da und hält einem das Jesuskind entgegen. Es ist so, als würden die Engels Worte wieder aufklingen: „Ich verkünde euch eine große Freude, heute ist euch der Heiland geboren!“ (Lk 2,10). Und der Wallfahrer, der dort zu Füßen des Retters und Erlösers in die Knie geht, weiß instinktiv, dass nicht das gnostische östliche Wort die letzte Wahrheit ist, das da lautet: „Der Weg ist das Ziel“. Nicht

mehr als „Trauerarbeit“ auf Seiten der Hinterbliebenen sieht und nicht mehr als ernstes und wirkungsvolles Gebet für die Verstorbenen ... das waren für mich immer Anzeichen der Dekadenz. In Heiligenkreuz haben wir uns entschieden, die Begräbnisriten ganz so zu erhalten, wie es der Jahrhunderte langen Tradition unseres Ordens entsprach: mit den langen fürbittenden lateinischen Antiphonen für die Seelen der Verstorbenen, mit den so bildhaft-realistischen Anrufungen, dass Gott die Seelen durch die Fürsprache des heiligen Erzengels Michael dem Rachen der Unterwelt entreißen möge ... Fünf Monate nachdem uns im September 2007 Papst Benedikt XVI. besucht hatte, um mit uns zu beten, und weil er schon lange unsere Liturgie, vor allem den Gregorianischen Choral schätzt – Ende Februar 2008 –, wurden wir von der großen weltweiten Musikfirma „Universal Music“ entdeckt. Die Geschichte habe ich schon oft erzählt und auch in meinen Büchern „Wer glaubt wird selig“ und „Der Gesang der Mönche“ beschrieben. Es grenzt an ein Wunder, oder besser gesagt: Es war ein „Scherz“, den sich der liebe Gott da mit uns erlaubt hat. Ein Scherz aber, mit dem ER etwas Wichtiges in die Welt hinausbringen wollte: nämlich die Schönheit der christlichen Spiritualität, wie sie im herrlichen lateinischen Gregorianischen Choral steckt. Und vielleicht wollte Gott auch durch den Erfolg unserer CD „Chant – Music for Paradise“ auf diese Zielorientierung hinweisen.

Was hört man auf der CD (übrigens: 1 Million mal verkauft, vor Amy Winehouse, Echo-Klassik für den Bestseller 2008)? Im Februar 2008 waren drei Mitbrüder innerhalb von 16 Tagen gestorben, als uns Universal Music dann Anfang Februar fragte: Welche Gesänge wollt ihr eigentlich auf der CD haben?, war die Antwort von Kantor Pater Simeon – übrigens ein fröhlicher Rheinländer – eindeutig: Unsere Totenliturgie! Der Grund ist klar: Keine Gesänge des Gregorianischen Chorals sind vom Text her ernster und zugleich von der Melodie her freudiger, fröhlicher, himmelsstürmender als die Gesänge, wo es um den Tod und die große Zukunft geht. Darum haben wir die CD auch genannt „Chant – Music for Paradise“,

und man sieht am Cover fünf junge Mönche, wie sie in eine Richtung gehen, Richtung Paradies, Richtung Himmel. Eben: „In den Himmel will ich kommen, fest hab ich mir’s vorgenommen ...“¹

Entschuldigen Sie, wenn ich so viel davon rede, aber ich denke wirklich, dass der liebe Gott dahinter steckt, sonst hätte ich auch die Promotion nicht gemacht. In einer Zeit, wo der Tod verdrängt wird, wo die Hoffnung verdunstet, wo – auch wir Christen – uns aufführen, als wären wir in einem Betonsarg der bloßen Endlichkeit lebendig begraben, wo sogar bei uns im traditionellen Österreich die „schöne Leich“, der „*Pompe funèbre*“, also das katholische Charakteristikum einer jenseitsgläubigen Kultur, immer mehr zu einer Art peinlicher Entsorgung von Biomüll verkommt, da ging hunderttausende Male auf unserer CD der Gesang hinaus: „*In Paradisum deducant te angeli ...* Ins Paradies mögen Engel dich geleiten.“ Und viele Menschen, auch Atheisten, Agnostiker, natürlich auch Muslime, sehr viele Protestanten, haben mir geschrieben: Warum ist diese Musik so schön, warum baut mich das so auf? Mein Antwort: Weil in dieser Musik die Freude steckt, auf ein großes Ziel hin unterwegs zu sein.

4. Die Freude, Verbindung mit Gott

Es gibt ein zweites und letztes, das ich noch ausführen möchte, das uns Kraft für die Zukunft gibt, das ist die geistliche Verbindung mit Gott. Denn mitten in unserem Götzendienst des Gegenwärtigen verspüren ja viele Menschen diese innere Leere. Götzen sind Trugbilder: Erfolg, Reichtum, Karriere, Wohlbefinden, Wellness ... all das sind hohle Trugbilder, wo sie als das Letzte und Eigentliche, als Sinn des Lebens angebetet werden. Aber um auszudrücken, was ich meine, möchte ich wieder ein persönliches Erlebnis erzählen, das für mich eine Schlüsselerfahrung war.

Es war ein sehr „banales“ Erlebnis am vorletzten Tag meines Aufenthalts in London im Mai 2008. Ich war dort zur Vorstellung unserer CD „Chant – Music for Paradise“,

die gerade dabei war die Popcharts zu stürmen. Immer wieder wurde ich gefragt: Warum ist die CD so ein Erfolg? Was macht die Faszination des Chorals aus? Ich muss gestehen, dass ich den Choral immer geliebt habe, aber eigentlich war er für mich immer selbstverständlich. Auch ich konnte mir bis dahin nicht erklären, warum plötzlich jung und alt so sehr auf diese uralten lateinischen einstimmigen Gebetsgesänge „abfahren“, die wir in Heiligenkreuz seit dem 12. Jahrhundert ohne Unterbrechung singen. Warum dieser „Hype“?

Ich hatte also damals zur Vorstellung der CD schon tagelang Interviews absolviert und nun endlich Zeit, ein Internet-Café in der Oxford-Street aufzusuchen. Auf dem Rückweg klingelte mein Mobiltelefon, es war ein Journalist von „The Sun“, einem der dubiossten Boulevard-Blätter, die die britische Medienlandschaft zu bieten hat. Er wollte ein Interview, und zwar bitte gleich. So gab ich also hier und sofort ein Interview, von dem ich wusste, dass es heikel war. Denn wenn die liberale „Sun“ uns als „sakrale Pandabären-Boygroup“ verreißen würde, dann wäre das eine Katastrophe. So stand ich also im Gewühl der Oxford-Street mit meinem schwarzweißen Mönchsgewand – ich wurde dort immer bestaunt und angestarrt –, und jetzt sollte ich mich noch dazu auf ein Interview konzentrieren ... So klinkte ich mich aus dem Strom der dahineilenden Leute aus und drückte mich in eine Mauernische, um konzentrierter reden zu können. Dass das Interview „gut“ gegangen ist und sogar „The Sun“ liebenswürdig nett über uns geschrieben hat, ist nicht das Thema. Mein Schlüsselerlebnis bestand darin, dass ich notgedrungenermaßen für die ganze halbe Stunde, die das Interview dauerte, die Menschen beobachten musste, die da an mir vorüberflanierten. Da stand ich also in der Oxford-Street, ein telefonierender, halbversteckter Mönch, und an mir fluteten die Menschenmassen vorbei; vornehme Engländer, ungeniert reiche Russen, Menschen mit Hautfarben in jeder Schattierung, elegante Manager, exotische Asiaten und Afrikaner. Die ganze multikulturelle Welt defilierte an mir vorbei, im Kaufrausch von einem Schaufenster der Mega-Stores

zum nächsten. So viele Gesichter. Doch etwas stimmte nicht. Etwas war bedrückend. Und dann fiel es mir auf: dass ich überhaupt niemanden sah, der lachte; ja niemanden, der auch nur einigermaßen fröhlich wirkte. Ernste Gesichter, suchende Gesichter, verbissene Gesichter mit zusammengepressten Lippen. Dabei waren doch genau das die Reichsten der Reichen und die Schönsten der Schönen, die hier einkaufen gingen. Ich machte mir meine Gedanken: Das waren Menschen auf der Suche nach einem schönen Einkauf, nach der trendigsten Mode. Sie suchten, aber vielleicht sahen sie deshalb so „leer“ aus, weil sie genau wussten, dass sie am falschen Ort suchten. Ob diese Menschen hier, so dachte ich, nicht gleichsam instinktiv wissen, dass dieses lustvolle Angebot zur Glücksbefriedigung, das ihnen aus den kunstvollen Auslagen entgegenlachte, sie nie wirklich glücklich und zufrieden machen wird? Hinter diesen zusammengezogenen und angespannten Gesichtszügen verbirgt sich ein großes Vakuum, die große Suche nach dem Glück. Doch das große Glück liegt nicht in der Oxford Street, es liegt überhaupt nicht in dieser Welt, es liegt in der Begegnung mit einer anderen Welt. Und genau da fragte mich der Sun-Interviewer am Telefon, warum denn unsere CD mit den Gebetsgesängen so erfolgreich sei. Meine Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: „Weil die Menschen innerlich leer sind und weil sie Heilung brauchen. Look at their faces! There you can see the answer, why they are buying our CD!“ Er hat mich nicht ausgelacht.

Sehr geehrte Damen und Herren!

Woraus schöpfen wir Kraft und Freude für die Zukunft? Genauso wenig wie unsere Zielorientierung auf Ewigkeit der religiösen Autosuggestion entspringt – denn das Fundament unserer Hoffnung ist die in Zeit und Raum mitten in unserer Geschichte erfolgte Auferstehung Jesu Christi –, genauso wenig ist das, was unsere innere seelische Leere auffüllen kann, eine bloße Einbildung. Die christliche Offenbarung besagt, dass Gott Mensch geworden ist, dass Gott uns nahe sein will, dass Gott die Verbindung mit uns möchte, bis hin zur sakra-

mentalener Einigung, wie wir sie in der heiligen Kommunion erfahren dürfen.

Die Gesichter sind heute deshalb bei vielen Menschen so leer, weil ihre Herzen leer sind. Als Mönch eines Klosters, das den Namen Heiligenkreuz trägt, ist es mir normalerweise ein Anliegen, auf das Kreuz abzielen, heute möchte ich aber ganz beim kleinen Jesuskind bleiben. Dieses trägt den Namen „Immanuel“, das heißt übersetzt: Gott ist mit uns (Mt 1,23).

Die Leere in vielen Menschen kommt daher, dass sie ohne Verbindung mit dem Göttlichen leben. Der christliche Glaube hat immer zwei Seiten: auf der einen Seite

müssen die Inhalte stimmen, an die wir glauben; die Dogmatik spricht hier von der „fides quae“. Dass das Glaubenswissen, die Glaubenssubstanz verblasst ist, ja dass sie vielfach auch in der Säure theologischer Kritik aufgelöst oder durch das Bombardement einer rationalisierenden Liberalität deformiert wurde, ist eine Katastrophe. Denn wo es keinen Glaubensinhalt mehr gibt, da wird die Gläubigkeit – die „fides qua“ – zur bloßen Beliebigkeit. Gläubig kann man nur sein, wenn man auch weiß, woran man glaubt.

Unlängst war ich mit einer Gruppe Jugendlicher in einer Kleinstadt, wir waren auf der Rückkehr von einer Wallfahrt, auf der Suche nach einer Eisdielen. Was mich so schockiert hat war, dass in jeder der drei Buchhandlungen, an denen wir vorüber kamen, die ganze Auslage mit esoterischer Literatur gefüllt war. Esoterische Anleitung zum Glücklich-sein. Und nirgendwo etwas Christliches. Anleitungen zur Meditation, zu Körperbeherrschungsübungen, zu Gesprächen mit dubiosen – sicher nicht christlichen – „Engeln“. Ich erzähle das deshalb, weil das dieselbe Gruppe von Sportlern war, mit der ich vor den esoterischen Schaufenstern stand, die gerade mit Begeisterung meine Einschulung in das christliche Gebet, die Anbetung und den Rosenkranz in sich aufsogen.

Ich habe daraus folgenden Schluss gezogen: Die Menschen suchen die Verbindung mit dem Göttlichen, aber wir Christen sind viel zu wenig gerüstet, Lehrmeister echter christlicher Spiritualität zu sein. Wir müssen uns dabei nicht zu Gurus hochstilisieren, wir müssen die Menschen nicht krampfhaft mit dem Göttlichen in Verbindung bringen, da wir ja die Garantie haben, dass Gott selbst von sich her diese Verbindung sucht. Kirche muss wieder mehr für die Freude stehen, die aus dem Gebet, aus der Anbetung, aus der würdigen und verinnerlichten Feier der Liturgie kommt. Christliche Spiritualität schenkt deshalb solche Kraft und solche Freude, weil Gott selbst sich hier dem Menschen nähert: der Immanuel, der Gott mit uns.

Meine persönliche Freude, die mich täglich trägt, ist, dass ich beten kann; dass ich in Verbindung mit Gott stehen kann. Nur wenn wir geistliche Menschen werden, die

Bleibet in meiner Liebe. Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe. Das habe ich zu euch gesagt, damit meine Freude in euch sei und eure Freude vollkommen werde.

Joh 15,10-11



Gott, du Urheber alles Guten, du bist unser Herr. Laß uns begreifen, dass wir frei werden, wenn wir uns deinem Willen unterwerfen, und dass wir die vollkommene Freude finden, wenn wir in deinem Dienst treu bleiben. Darum bitten wir durch Jesus Christus.

Tagesgebet zum 33. Sonntag i. J.

aus der Verbindung mit Gott Kraft und Freude schöpfen, werden wir anziehend sein. Und wir müssen das auch mehr nach außen tragen. Für viele Menschen ist die Kirche zu verkopft, wo um dieses oder jenes argumentiert wird. Die Kirche, und ich meine hier vor allem unsere Gottesdienste, muss verstärkt zu einem Ort werden, wo ich Gottes Gegenwart und Liebe erfahren darf. Gerade im Angesicht der Konkurrenz durch die dunstige Esoterik müssen wir besonders den jungen Menschen zeigen, dass bei uns die Freude zu Hause ist, die aus der Berührung durch Gottes Liebe kommt.

Ich freue mich etwa riesig über die vielen Gebetsabende, Jugendgebete, über die Nightfever-Nächte, die von den treuen katholischen Gruppen mittlerweile immer intensiver angeboten werden: hier schöpft eine junge Kirche Kraft, hier werden, dazu braucht man kein Prophet sein, wunderbare Bekehrungen und Berufungen geboren werden, weil hier durch die eucharistische Anbetung, durch den Lobpreis, durch die unverkürzte Verkündigung des Glaubens Gott die Chance gegeben wird, die Herzen zu berühren.

Wenn wir durch treues Gebet, durch treuen Empfang der heiligen Sakramente, durch all die Schätze, die die echte christliche Spiritualität uns bietet, in Verbindung mit Gott stehen, mit dem Immanuel, dann werden wir solche Freude im Herzen empfangen, dass wir zu strahlen beginnen und andere Menschen hineingezogen werden in diese frohe Nähe mit unserem Herrn und Gott. „*Gaudium diffusivum sui*“, die Freude fließt dann von selbst von uns auf andere über. Oder wie Jesus sagt: „Wes das Herz voll ist, des fließt der Mund über“ (Mt 12,34). Um anderen den Weg zur Freude zu ebnen, müssen wir Apostel echter christlicher Spiritualität sein.

5. Schluss

Ich komme zum Schluss: In Verschärfung des Vorwurfs von Friedrich Nietzsche, der über die Freudlosigkeit der Christen gejamert hat, klagt uns Umberto Eco an, dass wir Christen eigentlich Feinde der Freude sind. Wenn der gri-



se Mönch Gorge zum blutrünstigen Mörder wird, damit nur ja nicht aufgrund der Autorität des Aristoteles das Lachen und die Lebensfreude für den mittelalterlichen Christen zur Mode werden, dann unterstellt er der Kirche doch unterschwellig, dass ihr jedes Mittel recht ist, um den Menschen die Freude am Leben zu vermiesen. Das Christentum als programmatische Freudenfeindlichkeit hinzustellen, ist nicht nur eine infame Gemeinheit, sondern es ist die Perversion der Wirklichkeit. Das Gegenteil ist der Fall: Wo wir in der Fülle des Glaubens stehen, wo wir als Christen zielorientiert auf Ewigkeit hin leben und aus der Fülle der geistlichen Verbindung mit Gott leben, da herrscht Freude. Das Christentum ist Freude.

Vor nunmehr 10 Jahren, es war gerade in der Osteroktav, durfte ich von Rom aus mit einigen Mitbrüdern nach Trisulti fahren, also zu jenem Kloster, das mit seiner realen Mordgeschichte, wie gesagt, Umberto Eco, zum „Namen der Rose“ inspirierte. Da unser Herr Generalabt mit von der Partie war, liefen die Mitbrüder von Trisulti mit südländischer Euphorie zusammen, so dass es in den tatsächlich etwas unheimlichen mittelalterlichen Gemäuern, die einst der Geburtspalast des großen Papstes Innozenz III. waren, nur so hallte. Zuerst wurde gebetet. Und dann wurde aufgetischt, als wollte

man das himmlische Hochzeitsmahl antizipieren, dazu das herzliche Lachen und Fröhlichsein der recht ausgelassenen Mönche, der gute Chianti, dann der Grappa ...

Deshalb fühle ich mich verpflichtet, Ihnen auch persönlich zu versichern, dass Umberto Eco nicht recht hat. Das Christentum ist Freude! Ein einziges, winziges Körnchen Wahrheit steckt freilich auch im „Namen der Rose“: Und zwar, dass es in der Kirche – und auch im Kloster und in unseren Pfarrgemeinden – grauslichmörderisch zuginge, wenn wir das Fröhlichsein vergessen, wenn wir die Freude aus der Tiefe nicht auch zu einem Lächeln an der Außenseite unseres Ich aufsteigen lassen. Ansonst enbrauchen wir Christen ja gar keinen Aristoteles, um zu wissen, dass die Freude, dass das Lachen über die Schönheit des Lebens etwas Heiliges ist. Gott selbst ist es, der uns Christen allen Grund zur Freude gibt. Darum ist es so schön, katholisch zu sein. Ich möchte mit Paulus schließen: „*Gaudete in Domino semper!* Freuet euch im Herrn zu jeder Zeit, noch einmal sage ich euch: Freuet Euch!“ (Phil 4,4) □

¹ Vgl. Pater Karl Wallner, Der Gesang der Mönche. Die Wiederentdeckung des heilsamen Gregorianischen Chorals aus Stift Heiligenkreuz, München 2009.

Die Gemeinschaft vom Heiligen Johannes

Sie erreicht vor allem die Jugend

Wenn ich früher das Wort „Kloster“ hörte, so sah ich vor meinem geistigen Auge eine Handvoll alter Mönche oder Nonnen, deren Leben ich mir eintönig und uninteressant vorstellte. Als ich die Gemeinschaft vom Heiligen Johannes kennenlernte, erlebte ich das genaue Gegenteil: Ich sah viele junge Brüder und Schwestern, einer fröhlicher als der andere, und jeder Einzelne eine liebenswerte und interessante Persönlichkeit. Die Freude am Glauben, die die Brüder und Schwestern ausstrahlen, beeindruckten mich so, dass ich beschloss, nach dem Abitur 9 Monate in der von den Brüdern in Saint-Quentin-sur-Indrois (Diözese Tours / Frankreich) angebotenen „Ecole de Vie“ (Schule des Lebens) zu verbringen. Dies war eine Zeit der Glaubensvertiefung, die mich für mein weiteres Leben sehr geprägt hat. Beim Jugendkongress 2009 habe ich von dieser für mich so wichtigen Erfahrung berichtet.

In Deutschland ist die Gemeinschaft vom Heiligen Johannes bisher wenig bekannt, zumal sie in unserem Land noch kein Priorat gegründet

hat. Das bisher einzige deutschsprachige Priorat befindet sich in Marcegga bei Wien. So möchte ich Ihnen heute diese junge Gemeinschaft vorstellen.

Auf die Bitte einiger seiner Studenten und die Ermutigung der französischen Mystikerin Marthe Robin (1902-1981) hin gründete 1975 der Dominikanerpater Marie-Dominique Philippe (1912-2006), damals Philosophieprofessor in Fribourg (Schweiz), eine Gemeinschaft von Brüdern, zu der später zwei Schwesternzweige hinzukamen: die kontemplativen und die apostolischen Schwestern vom Heiligen Johannes. Die Mutterhäuser der drei Zweige befinden sich in Frankreich. In den letzten Jahrzehnten hat die Gemeinschaft in Europa, Afrika, Amerika und Asien Fuß gefasst. Derzeit umfasst sie rund 550 Brüder, darunter etwa 230 Priester. Die kontemplativen Schwestern zählen rund 360 Mitglieder, während sich ca. 150 Schwestern dem Apostolat widmen. Hinzu kommen über 2500 Laien, die als Säkular-Oblaten zur Johannesfamilie gehören.

Die gesamte Gemeinschaft lebt durch das Liebesopfer Christi, des einzigen und wahren Hohenpriesters, aus der Weihe an die Heilige Dreifaltigkeit. Im Bewusstsein des königlichen Priestertums der Gläubigen und des Amtspriestertums folgen die Mitglieder der Gemeinschaft durch ein Leben nach dem Evangelium entsprechend dem Beispiel des Heiligen Johannes und in tiefer Verbundenheit mit der Gottesmutter Christus bis zum Kreuz. So empfangen sie von Gott zunächst alles im inneren Gebet, um diese Liebe an jene weiterzugeben, die danach dürsten. Auf diese Weise verherrlicht die Gemeinschaft den Vater und hilft den Menschen von heute, die Anbetung sowie die brüderliche Liebe wiederzuentdecken.

In besonderer Weise stellen die Ordensmitglieder ihren Verstand in den Dienst der Liebe. Bei der demütigen Suche nach der Wahrheit legen sie besonderen Wert auf ihre fundierte intellektuelle Ausbildung. So kommt die Johannesgemeinschaft dem Anliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils nach, sich auf Grundlage sorgfältiger philosophischer Studi-



P. Philippe mit Jugendlichen der Lebensschule wenige Wochen vor seinem Tod



Beerdigung von P. Philippe in Rimont

en den großen Problemen unserer Zeit zu stellen und den vielfältigen, oft atheistisch geprägten Ideologien entgegenzutreten. Auch will sie das Erbe des Glaubens verständlich und überzeugend den Menschen unserer Tage vermitteln. Damit dies auch vielen Gläubigen möglich wird, hat die Gemeinschaft die Johannesschule gegründet. Deren Studiengang steht jedem offen, der sich dafür interessiert, die Weisheit in ihren drei Bereichen der Philosophie, Theologie und Mystik unablässig zu vertiefen.

Mit ihren vielen jungen und im Herzen jung gebliebenen Mitgliedern erreicht die Gemeinschaft vom Heiligen Johannes die Jugend in besonderem Maße. Ich habe oben bereits die Lebensschule erwähnt, die u.a. in Frankreich, Mexiko und in der Schweiz angeboten wird. Bei Jugendfestivals wie dem jedes Jahr stattfindenden „Festival Saint Jean“ in Frankreich, das eine Art „Weltjugendtag im Kleinformat“ darstellt, wird den Jugendlichen durch unterschiedliche Aktivitäten die Gelegenheit gegeben, echte Freude am Glauben zu erfahren: in der heiligen Messe, in Anbetung, Lobpreis, Stundengebeten und Rosenkranz, in der heiligen Beichte, aber auch im gemeinsamen Erleben von Spiel und Spaß. Die spirituell sehr tief gehenden Vorträge von Brüdern und Schwestern sowie Diskussionsrunden und gemeinsame Schriftlesungen geben neue Impulse für das persönliche Glaubensleben und Stärkung für die Rückkehr in den Alltag. Auch diverse Jugendcamps werden von der Gemeinschaft angeboten, darunter auch seit einigen Jahren in

Deutschland das sogenannte „Eagle Eye Camp“ (Infos unter: www.eagle-eye-camp.de).

Aber nicht nur für Jugendliche bieten die Brüder und Schwestern Veranstaltungen an. In den einzelnen Prioraten finden immer wieder hervorragende Exerzitien statt. Deutschsprachige Exerzitien gibt es in Marchegg und gelegentlich auch in Banneux, einem wunderschönen Marienerscheinungsort in Belgien, an dem grundsätzlich immer auch deutschsprachige Brüder anzutreffen sind. Die nächsten Exerzitien in deutscher Sprache werden dort vom 29.-31.1.2010 über das Thema „Der Glaube Mariens“ gehalten (Infos und Anmeldung: info@stjean-banneux.com, Tel. 0032-43 60 01 27).

Weitere und aktuelle Informationen über die Gemeinschaft vom Heiligen Johannes finden Sie im Internet: www.stjean.com (internationale Homepage, deren Inhalt auch auf Deutsch verfügbar ist); www.johannesgemeinschaft.at (Seite des Priorats in Marchegg); www.stjean-banneux.com (Seite des Priorats von Banneux).

Zu guter Letzt möchte ich Sie einladen, sich meinem Gebet um die baldige Gründung des ersten Priorats in Deutschland anzuschließen und diese beispielsweise durch ein tägliches Ave Maria zu unterstützen. Möge Unsere Liebe Frau von Kana bei ihrem göttlichen Sohn Fürsprache für die deutsche Kirche einlegen, damit bald die Stunde dieser Gründung gekommen sei. □



Maria Veronika Walter

geb. 30.7.1986
aufgewachsen mit fünf Geschwistern in Offenbach a.M.
seit 1993 Pfadfinderin in der Katholischen Pfadfinderschaft Europas
Abitur 2005
2005-06 Schule des Lebens in Frankreich
seit 2006 Studentin der Sozialpädagogik an der Fachhochschule Frankfurt am Main
10.5.2008 Oblatur in Paray-le-Monial (Frankreich)



gelebte Caritas



zwei apostolische Schwestern

Pater Anselm Werle OSB – Das Leben eines Christen kann ein Himmelfahrtskommando sein

Nicht immer endete in der Nazizeit das Leben eines bekennenden Priesters im KZ. Die Nationalsozialisten hatten noch andere Methoden, Kritiker auszuschalten. Das zeigt uns das Schicksal des schlesischen Benediktinerpaters Anselm Werle. Er wurde am



*Kloster Grüssau/Schlesien
Marienmünster; Mutterkloster
von Pater Anselm Werle*

30.08.1902 in der Stadt Oberglogau geboren. Schon mit 14 Jahren war er ein begeistertes Mitglied im katholischen Jugendbund Quickborn. Nach dem Abitur studierte er Theologie und trat schließlich in das damals berühmte schlesische Benediktinerkloster Grüssau ein. Das malerisch gelegene Kloster mit seiner barocken Marienwallfahrtskirche wurde nach dem 1. Weltkrieg zu einem Sammelpunkt der katholischen Jugend in ganz Schlesien. Domvikar Gerhard Moschner berichtet darüber: „Sie kamen einzeln, sie kamen in Gruppen,

sie kamen in großen Scharen an hohen Festen und das ganze Jahr hindurch, um an der Feier der Liturgie teilzunehmen. Das feierliche Choralamt, der Jubel der Vesper und das abendliche Salve Regina hat sie in den Bann gezogen. Das war nicht nur ein Staunen und Zusehen, sondern ein Mitfeiern und Mitbeten des großen Gotteslobes, vor allem wenn die Karwoche und das Osterfest gefeiert wurden.“ In dieses Geschehen war Anselm Werle von Jugend an eingebunden. Hier wollte er auch nach seiner Priesterweihe am 25. August 1929 wirken. Mit seiner melodischen Stimme verschönte er dort die Feiern der Liturgie und wurde bald zum 1. Kantor erhoben. Der Breslauer Diözesan-Jugendseelsorger schrieb im Grüssauer Gedenkbuch von ihm, er sei der „immer frohe und Freude bringende Sänger Gottes in ganz Schlesien gewesen. Wo er unter der Jugend auftauchte, herrschte Freude und Jubel, aber ebenso führte er zu Stille und ernster Arbeit. Überallhin wurde er in die weite Erzdiözese Breslau gerufen, zu Einkehrtagen Exerzitien und Wallfahrten.“

Seine große Wirksamkeit und Beliebtheit wurde den Nazis bald ein Dorn im Auge. Daher versuchten sie ihn auszuschalten. Die Gelegenheit dazu bot sich um die Jahreswende 1940/41. Da predigte P. Anselm von der Kanzel herunter gegen die Tötung Behinderter und gegen die Verfolgung der Juden. „Es gibt kein unwertes Leben vor Gott, auch dann nicht, wenn ein Mensch behindert oder unheilbar krank ist!“ Unrecht sei es auch, Menschen nur deshalb einzusperren, weil sie einer bestimmten Rasse angehören. Damit hatte der Pater den Rubikon überschritten. Noch bevor er verhaftet werden konnte, erreichten Freunde des Paters, dass er im Februar 1941 schnell zum Militär eingezogen wurde. Damit war er der

Polizei und der zivilen Gerichtsbarkeit entzogen. Pater Anselm wurde rasch Truppensanitäter. Aber die Nazis gaben nicht auf. Sie leiteten ein Verfahren ein mit dem Ziel, Pater Anselm als wehrunwürdig zu erklären. Wer wehrunwürdig war, musste vom Militär entlassen werden und konnte dann verhaftet werden. Als die Angelegenheit zum Regimentskommandeur kam, ließ dieser die Truppe antreten und teilte den Soldaten das Ansinnen der Nazi-Partei mit. Dann sagte er: „Ich kenne den Kameraden Werle persönlich und habe ihn schätzen gelernt als einen hervorragenden und zuverlässigen Kameraden. Wenn er wehrunwürdig ist, dann bin ich es auch. Dann müsste ich auch entlassen werden. Wer meiner Meinung ist, trete vor.“ Da trat die ganze Truppe geschlossen vor und unterschrieb danach ein Papier, in dem alle bestätigten, dass Anselm Werle nicht wehrunwürdig sei. So konnte er nicht entlassen werden. Soweit der Bericht vom Glogauer Militärpfarrer Hartmann. Man konnte jedoch nicht verhindern, dass der Sanitätsgefreite Werle zu einer Militäreinheit versetzt wurde, die Soldaten als Himmelfahrtskommando bezeichneten, denn bei Einsätzen dieser Einheit war der Tod sehr wahrscheinlich. Tatsächlich wurde Werle schon bald auf der Halbinsel Krim von einem Granatsplitter tödlich getroffen, als er mitten im Kampf gerade dabei war, einem schwer verwundeten Kameraden einen Verband anzulegen. Das war am 17. Mai 1942 in der Nähe von Kertsch. Damit hatten die Nazis ihr Ziel erreicht.

Heute erinnert an Anselm Werle nur noch sein Soldatengrab in Russland, aber in seiner schlesischen Heimat nicht einmal ein Foto. Aber in der Allwissenheit Gottes wird Pater Anselm Werle mit all seinen Verdiensten für immer aufgehoben sein. □

Sie antworteten auf den Ruf Gottes

Lu Monferrato

Wir begeben uns in den kleinen Ort Lu in Norditalien. Das Dorf mit ein paar tausend Einwohnern liegt in ländlicher Gegend 90 km östlich von Turin. Bis heute wäre die Gemeinde wohl unbekannt geblieben, hätten nicht im Jahre 1881 einige Familienmütter einen Entschluss mit „schwerwiegenden Folgen“ gefasst.

Manche der Mütter trugen im Herzen den Wunsch, dass doch einer ihrer Söhne Priester werden oder eine Tochter ihr Leben ganz in den Dienst Gottes stellen möge. So begannen sie, sich unter der Leitung ihres Pfarrers Msgr. Alessandro Canora jeden Dienstag vor dem Tabernakel zu versammeln, um den Herrn anzubeten mit der Bitte um geistliche Berufungen. Im selben Anliegen empfingen sie jeden ersten Sonntag im Monat die Hl. Kommunion. Nach der Hl. Messe beteten alle Mütter zusammen um Priesterberufungen.

Durch das vertrauensvolle Gebet dieser Mütter und die Offenheit der Eltern kamen in die Familien der Friede und eine Atmosphäre froher, christlicher Frömmigkeit, so dass die Kinder viel leichter ihre Berufung erkennen konnten.

Wenn der Herr sagte: „Viele sind gerufen, aber nur wenige auserwählt“ (Mt 22,14), dann müssen wir dies folgendermaßen verstehen: Viele werden berufen werden, aber nur wenige werden darauf antworten. Gott erhörte das Gebet dieser Mütter in so außergewöhnlicher Weise, wie es niemand erwartet hätte.

Aus diesem kleinen Ort gingen 323 (dreihundertdreißig!) Berufungen hervor: 152 Ordens- und Diözesanpriester und 171 Schwestern. Sie gehörten 41 verschiedenen Kongregationen an. Aus manchen Familien gingen sogar drei bis vier Berufungen hervor. Am bekanntesten ist das Beispiel der Familie Rinaldi. Gott berief aus dieser Familie sieben Kinder. Zwei von ihnen wurden Salesianerschwestern, die beide als mutige Missionarpienere nach Santo Domingo geschickt wurden. Von den Söhnen wurden fünf Priester, die alle bei den Salesianern eintraten. Der bekannteste unter den fünf Rinaldi-Brüdern ist der von Papst Johannes Paul II. am 29. April 1990 selig gesprochene Filippo Rinaldi, der dritte Nachfolger Don Boscos. Tatsächlich sind viele der Berufenen Salesianer geworden. Das ist kein Zufall, denn Don Bosco besuchte selbst viermal in

seinem Leben das Dorf Lu. Der Heilige feierte auch zusammen mit seinem geistigen Sohn Filippo Rinaldi dessen Primiz in Lu. Filippo erinnerte sich immer wieder gern an den Glauben der Familien von Lu. „Ein Glaube, der unsere Väter und Mütter sagen ließ: Die Kinder hat uns der Herr geschenkt, und wenn Er sie ruft, können wir doch nicht nein sagen.“



Filippo Rinaldi

Luigi Borghina und Pietro Rota lebten so treu die Spiritualität Don Boscos, dass der eine „Don Bosco Brasiliens“ und der andere „Don Bosco des Valtellina“ genannt wurde. Aus Lu stammte auch Msgr. Evasion Colli, Erzbischof von Parma, über den Johannes XXIII. sagte: „Er hätte Papst werden sollen, nicht ich. Er hatte alles, um ein großer Papst zu werden.“

Alle zehn Jahre trafen sich die noch lebenden Priester und Ordensschwestern in ihrem Heimatort. Don Mario Meda, viele Jahre Pfarrer in Lu, hat erzählt, wie dieses Treffen in der Tat ein wahres und eigentliches Fest ist, ein Fest des Dankes an Gott, der an Lu so Großes getan hat.

Das Gebet, das die Mütter von Lu beteten, war kurz, schlicht und tief:

„O Gott, gib, dass einer meiner Söhne Priester wird!
Ich selbst will als gute Christin leben
und will meine Kinder zu
allem Guten anleiten,
damit ich die Gnade erhalte,
Dir, o Herr, einen heiligen
Priester schenken zu dürfen.“



Dieses Foto ist einzigartig in der Geschichte der Kirche. Vom 1. bis 4. September 1946 traf sich in Lu ein Großteil der 323 Priester und Ordensleute, die aus diesem Ort hervorgegangen waren. Dieses Treffen erregte weltweites Aufsehen.

Quelle: Eucharistische Anbetung zur Heiligung der Priester und geistige Mutterschaft „Congregatio Pro Cleris“ Herausgeber „Kirche in Not“

Noch ist der Sonntag nicht gerettet

*Nachbetrachtungen zum Urteil des Bundesverfassungsgerichts /
Trend zum totalitären Arbeitsstaat in Europa*

Es ist ein europäisches Problem. Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich wird die Sonntagsruhe vom Krach der Neoliberalen, Nihilisten oder Konsumisten gestört. Mit der Reform der Sonntagsarbeit hat der Präsident Frankreichs etwa im Spätsommer ein Gesetz durch Kammer, Senat und auch durch das Verfassungsgericht gebracht, das den neoliberalen Charakter seiner Regierung offenbart. Zwar hat das Verfassungsgericht den Gesetzentwurf noch leicht verändert und dem (sozialistischen) Bürgermeister von Paris so wie allen

anderen Bürgermeistern das Recht eingeräumt, die Zonen zu bestimmen, in denen das neue Gesetz Geltung erlangen soll, aber ansonsten blieb es unangetastet und hat den Auswüchsen eines neoliberalen Markt Denkens weitere Türen, in diesem Fall vor allem der Einkaufszentren, geöffnet.

Anders in Deutschland. Auch hier regelt seit der Föderalismusreform 2006 jedes Land seine Ladenschlusszeiten selbst. Deshalb findet man in Nordrhein-Westfalen, Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern verkaufsoffene Sonntage, in Bayern, Baden-Württemberg oder Niedersachsen und Hessen aber nicht. Nötig ist das nicht. Denn zum einen sind in vielen Städten nicht nur im Sommer oder zur Weihnachtszeit die Geschäfte in der Woche einschließlich Samstags auch abends und selbst nachts geöffnet. Zum anderen greift hier die gnadenlose Wirtschaftswelt weiter nach dem Ruheraum des Bürgers. Der Wettbewerb verlange das, heißt es in der Politik und bei Banken und Vorständen, sonst koste es Arbeitsplätze. Und in der Regierung dachte man auch ungeniert darüber nach, Arbeitszeiten generell zu „deregulieren“. Der Sonntag solle floaten, er solle sich den Bedürfnissen der Wirtschaft unterordnen, damit Deutschland international wettbewerbsfähig bleibe. Diesem Denken hat Karlsruhe den Riegel der Verfassung vorgeschoben und dem Kapitalismus eine Pause verordnet. Am Sonntag soll wenigstens prinzipiell Ruhe herrschen. Deshalb darf Berlin eben ab 2010 nicht mehr an allen Adventssonntagen die Kaufhäuser öffnen. Der paradiesische Ursprungscharakter, für den der (arbeits-)freie Sonntag steht, bleibt in Deutschland zeitweise erhalten.

Anders ist es in dem Land, in dem, nach dem berühmten Titel des Buchs

von Friedrich Sieburg, „Gott lebt“. In Frankreich ist es dem Präsidenten im vierten Anlauf gelungen, die Tore zum Paradies niederzureißen und die Sonntagsarbeit zu liberalisieren. Aber Freiheit heißt in Frankreich etwas anderes als in Deutschland. Längst, eigentlich schon immer, war es so, dass viele kleinere Geschäfte auch am Sonntag offen hatten, besonders in touristisch gut besuchten Regionen. Dieser Zustand wurde nun legalisiert und gleichzeitig erweitert. Dabei wurde allerdings auch eine Ungleichheit zum Gesetz erhoben, die als Einfallstor für weitere neoliberale Regelungen dienen und vor allem die Arbeitnehmer benachteiligen könnte. Während in kommerziellen Zonen die Sonntagsarbeit zum Überstundentarif bezahlt werden muss, es einen Ausgleichstag gibt und die Arbeitnehmer die Sonntagsarbeit auch verweigern können, fehlen in den Zonen von touristischem Interesse diese Sonderregeln. Dort ist der Sonntag wie ein Wochentag. Das ergebe sich aus „strukturellen Faktoren“ heißt es.

Um diese Struktur geht es. Sie ist de facto das Gesetz einer „totalitären Arbeitswelt“ (Josef Pieper), die dem Marktgeschehen und der Arbeit absolute Priorität einräumt. Es war der Erzbischof von Straßburg, der zum Nationalfeiertag die Regierung in seiner Predigt daran erinnerte, dass der Mensch eine „Zeit der Arbeit und eine Zeit der Erholung“ brauche, so wie die Bibel es schon vorsehe. In unseren Tagen heiße das „eine Zeit für industrielle Produktion und eine Zeit für die Kunst und das Gebet“. Viele Politiker und Manager werden sich das kaum zu Herzen nehmen. Ihr Götze ist die Arbeit, und sie verstehen nicht, dass der Mensch ohne zeitliche Zäsuren im Zeitbrei untergehen kann wie im Treibsand. Der laizistische Mitte-Links-Politiker François Bayrou,

Von Gott gewollt

„Der Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe, der zur menschlichen Natur gehört, ist von Gott selbst gewollt, wie aus dem Schöpfungsbericht im Buch Genesis hervorgeht: die Ruhe ist etwas Heiliges, sie ist für den Menschen die Voraussetzung, um sich dem manchmal allzu vereinnahmenden Kreislauf der irdischen Verpflichtungen zu entziehen und sich wieder bewusst zu machen, dass alles Gottes Werk ist. Die wunderbare Macht, die Gott dem Menschen über die Schöpfung gibt, könnte Gefahr laufen, ihn vergessen zu lassen, dass Gott der Schöpfer ist, von dem alles abhängt. Umso dringender ist diese Anerkennung in unserer Zeit, wo Wissenschaft und Technik die Macht, die der Mensch durch seine Arbeit ausübt, unglaublich ausgeweitet haben.“

*Johannes Paul II.,
Enzyklika Dies Domini, Punkt 65*



der sozusagen aus Prinzip gegen den Präsidenten Opposition betreibt, aber ansonsten ähnlich neoliberal denkt, schreibt in seinem jüngsten Buch „Missbrauch der Macht“, dieses Land habe so viel Mühe gehabt, sich aus der Umklammerung des Bündnisses zwischen Thron und Altar zu lösen und finde sich nun ausgeliefert dem „unanständigen Bündnis zwischen Thron und Kapital“. In der Tat: Mit der Abschaffung der Sonntagsruhe stößt die Politik beim Nachbarn in eine Dimension vor, in der sie Besitz ergreifen will vom ganzen Menschen. Solange sich das auf einzelne Bereiche und Politiker beschränkt, ist es erträglich. Damit geben sich Ideologen des Marktes aber nicht zufrieden.

„Dem veränderten Kundenverhalten Rechnung tragen“ bezeichnete die Kaufhof AG vor ein paar Jahren die Neuerung ihrer Öffnungszeiten. Auch die Karlsruher Richter begründeten in einer ersten Entscheidung 2003 mit ähnlichen Argumenten ihr Urteil. Die Bevölkerung habe ein „erheblich verändertes Freizeitverhalten“. Seit der Krise sieht man es anders. Jetzt gilt nicht mehr der egoistische Wunsch des gemeinen Konsumenten, zu fordern, dass sich tausende von Arbeitnehmern am Sonntag hinter die Verkaufstheken zwängen und ihrem alltäglichen Geschäft nachgehen, auf ihre Familien verzichten und dabei oft nicht einmal Lohnzuschlag erhalten. Jetzt ist klargeworden, dass

der Schutz des Sonntags auch in der Verantwortung der Politik liegt, nicht nur in der Verantwortung unserer verrückten Konsumgesellschaft. Es ist den Richtern aufgefallen, dass in Zeiten von Burnout-Syndrom und boomenden „Finde-dich-selbst“-Ratgebern der Sonntagsruhe kaum noch Bedeutung beigemessen wurde, dass Menschen depressiv werden, weil ihnen alles über den Kopf wächst. Dass Freundschaften, Ehen und Familien oft deshalb zerbrechen, weil niemand für niemanden mehr Zeit hat.

Es war den Kirchen zu danken, dass die Richter auch die kulturelle Dimension des Sonntags erkannten. Es geht mit dem Sonntag um ein Kulturgut, um Menschlichkeit im „totalitären Arbeitsstaat“ (Ernst Jünger). Dieser Arbeitsstaat ist der neue Leviathan. Er hat die Tendenz, alle Lebensbereiche zu verwirtschaften. Und genau darin besteht der europäische Trend. Diesem Trend boten die Richter die Stirn. Es war höchste Zeit. Aber noch ist der Sonntag nicht gerettet. Der Trend wirkt weiter, zum Beispiel in einer Familienpolitik, die die einzelnen Mitglieder vereinzelt und dem langen Arm des Staates zugänglich macht.

In Deutschland regelt das Grundgesetz in Artikel 140 und das Arbeitszeitgesetz die Sonn- und Feiertagsarbeit. Danach gibt es trotz des generellen Verbots der Sonntagsarbeit 16 Ausnahmetatbestände für Bereiche, in

denen der sonntägliche Betrieb unverzichtbar ist. Zum Beispiel bei Sport- und Freizeiteinrichtungen, bei Messen, in der Bewachungsbranche und bei der Feuerwehr und natürlich auch, wenn man so will, in der Kirche. Der Sonntag ist für Geistliche im gesetzlichen Sinn ein arbeitsintensiver Tag. Außerdem können die Aufsichtsbehörden – die muss es in Deutschland wohl überall und für alles geben – an Sonntagen Arbeit genehmigen, wenn ansonsten der Wettbewerb mit dem Ausland zuungunsten deutscher Unternehmen verzerrt würde oder wenn durch Sonn- und Feiertagsbeschäftigung Arbeitsplätze gesichert werden können. Das Institut der deutschen Wirtschaft spricht von rund mehreren hundert Ausnahmefällen, was zeigt, wie löcherig die Regelung bereits ist.

Kollege Trend beweist es: Fast jeder vierte Arbeitnehmer ist bereits sonntags tätig, 1991 war es nur jeder sechste. Das hat freilich auch mit den Zuschlägen für diese Sonderarbeit zu tun. Sie bewegen sich um die fünfzig Prozent des normalen Lohns, Spitzensätze gehen bis zu 120 Prozent, zum Beispiel im Einzelhandel in Nordrhein-Westfalen. Wer an Feiertagen an Rhein und Ruhr Bier braut, kann sogar mit einer Aufstockung des Lohns um 200 Prozent rechnen, und der größte Teil all dieser Zuschläge ist noch steuerfrei. Deutschland liegt damit in Europa im Durchschnitt. In Finnland, Dänemark, Österreich, Frankreich,



in den Niederlanden und vor allem in der Slowakei (20,7 Prozent) gehen sonntags prozentual mehr Menschen zur Arbeit. Der Ausnahme-Bogen in Europa reicht weit. Manche Branchen können die Maschinen nicht so ohne weiteres stoppen. Die Herstellung von Mega-Chips etwa kann nicht unterbrochen werden, Hochöfen dürfen nicht erkalten, die Freizeit-Industrie hat gerade am Wochenende ihr Leistungshoch.

Natürlich haben die Nachbarn auch ihre Gesetze, Dänemark zum Beispiel das „Lov om arbejdsmlø“ (Arbeitsmilieugesetz) vom 23.12.75, das eine Verlegung des wöchentlichen freien Tages erlaubt. Es dürfen jedoch nicht mehr als 12 Arbeitstage zwischen zwei freien Tagen liegen. Oder die Niederlande, die im Bürgerlichen Gesetzbuch von 1907, im Arbeitsgesetzbuch von 1919 und im Sonntagsgesetz von 1953 ein grundsätzliches Arbeitsverbot an Wochenenden vorsehen – mit den nahezu obligatorischen Ausnahmen. In Italien können in Tarifverträgen die Ausnahmen vom Gesetz Nummer 370 vom 27.2.43 oder vom Zivilgesetzbuch genehmigt werden. Sie sind dort immer möglich, wenn es sich um eine Arbeit handelt, die im öffentlichen Interesse liegt – eine Spaghetti-Regelung, man kann das Problem so oder so aufrollen.

Der Druck aus dem bürokratisch-wirtschaftlich geprägten Brüsseler Europa wächst, den „Dies Domini“ der Wirtschaft zu opfern. Das spüren auch die Kirchen, die sich bereits früh und deutlich geäußert haben. Papst Johannes Paul II. hatte sogar eine eigene Enzyklika dazu verfasst. Unter dem Titel „Dies Domini“ erschien sie vor

elf Jahren zu Pfingsten (31.5.1998) und behandelt in 87 Punkten umfassend die Problematik. Denn hinter Maschinenlaufzeiten und Arbeitszeitflexibilisierung steht die Frage, ob der Mensch nur ein homo faber sein soll, ob sich hinter dem Zeitentrend ein neues menschliches Richtbild entwickelt, wie Ernst Jünger schon 1931 in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Der Arbeiter“ vermutet. Das wäre ein später Sieg des Marxismus, eine Verwirtschaftung von Mensch und Gesellschaft. Der im Jahr der Enzyklika verstorbene Münsteraner Philosoph Josef Pieper hat dazu einmal ausgeführt: „Wenn ich in das Gesicht des modernen Menschen blicke, sofern es durch dieses neue Ideal, durch die Überbewertung der Aktivität geprägt ist, dann sehe ich in diesem Gesicht einen ganz bestimmten Zug, der genau der Überbewertung der Aktivität entspricht. Das ist der Zug der Angespanntheit, der chronischen Angespanntheit, ja der Überangespanntheit. Dies ist ein unterscheidender Zug. Unsere Großeltern haben so nicht ausgesehen“.

Nun sollen wir nicht alle so aussehen wie unsere Großeltern. Aber entspannter könnte es schon sein, schon damit der Gläubige am Sonntag in der Predigt nicht mehr das Nietzsche-Zitat vernehmen muss, wonach man ja gerne an die Erlösung glauben würde, „wenn die Christen auch erlöster aussähen“. Es geht um den Menschen und um mehr Menschlichkeit in der Gesellschaft. Es geht um das Humanum, um den Vorrang der Humanität vor Wirtschaft und Rendite. Der Artikel 140 Grundgesetz (früher 139 der Weimarer Reichsverfassung) schützt den Sonntag als „Tag der Arbeitsruhe

und der seelischen Erbauung“. Deshalb haben die Kirchen in Berlin auch ihre Verfassungsbeschwerde gegen das Berliner Ladenöffnungsgesetz vorgelegt. Die Beschwerde wurde sowohl von der Deutschen Bischofskonferenz als auch von der EKD mitgetragen. Sie richtete sich gegen „die Ökonomisierung der Familien“ und berief sich auf die „Gewährleistung der Religionsfreiheit“. Diese sei nur gegeben, wenn die „werktägliche Geschäftigkeit“ ruhe und der Sonntagsschutz auch in der Öffentlichkeit greife.

Der Mensch braucht diesen Schutz, weil er die Muße braucht. Pieper führt diesen Gedanken in seinem fast schon vergessenen Büchlein „Muße und Kult“ aus dem Jahre 1948 aus. Er macht klar, dass dies nicht nur eine Frage der Neuzeit ist. Schon die Klassiker und griechischen Philosophen haben sich damit eingehend beschäftigt. Platon etwa habe sich in seinem letzten großen Dialog über die Gesetze die Frage gestellt, ob es denn nicht für den Menschen, von dem er sehr wohl wisse, dass er zur Arbeit und zur Mühe geboren sei, irgendwann einmal eine Atempause gebe. Und auf diese Frage habe er sich selbst geantwortet: Ja, diese Atempause gibt es. Die Atempause sind die von den Göttern gesetzten kultischen Feiertage. Seit der Mensch denken kann, gab es diesen Zusammenhang von Ruhe und religiösem Ritus und Rhythmus.

Die Sonntagsfrage ist also nicht nur eine christliche Angelegenheit. Wie die gesamte christliche Lehre ruht auch sie auf anthropologischen Grundlagen. Das erklärt eingehend auch die Enzyklika über den „Tag des Herrn“. Auf dieser Grundlage der Natur des

Menschen und seiner Notwendigkeit, Feste zu feiern und Ruhe zu haben für den inneren Raum seiner Persönlichkeit, für die Hinwendung zum Nächsten, für Solidarität, Gemeinschaft und Freude am Leben baut die Theologie auf. Es ist auch der Tag für die Hinwendung zum Schöpfer.

Das Sonntagsgebot bezieht seine Legitimität und Begründung auch aus dieser naturhaften Notwendigkeit des Menschen, den inneren Raum seiner Existenz freizuhalten gegen den Ansturm der Arbeitswelt. Der Tag des Herrn hat „mit seinem Wochenrhythmus in der ältesten Überlieferung der Kirche seine Wurzeln“ und ist „für den Christen von lebenswichtiger Bedeutung“, schreibt Johannes Paul II. Augustinus fasste es kurz: „Die Liebe zur Wahrheit drängt zu heiliger Muße.“ Ausnahmen gebe es nur, wenn „die Dringlichkeit der Liebe“ dies verlange. So habe Christus selbst in diesem Sinn Wunder am Sabbat gewirkt. Ansonsten bleibt das Postulat des Sonntagsgebots nach geistiger Erholung wesentlich und grundsätzlich. Pieper nimmt ein altes russisches Sprichwort zu Hilfe: „Arbeit macht nicht reich, sondern buckelig.“ Es gebe, so erklärt er, „auch eine innere seelische, geistige Buckligkeit“. Denn man könne „auch eingesperrt werden durch den totalitären Arbeitsstaat, dazu braucht man nicht arm zu sein. Vor allem kann man

durch sich selbst eingesperrt werden, indem der innere Daseinsraum so sehr schrumpft, dass man sich eine sinnvolle Tätigkeit, die doch nicht Arbeit ist, überhaupt nicht mehr vorstellen kann. Ebendies wäre die geistig-seelische Buckligkeit“.

Diese Gedanken sind freilich kein Plädoyer für Müßiggang oder Faulheit. Ruhe und Mitgestaltung – in diesem Sinn ist nicht nur der Sonntag zu heiligen, sondern auch der Werktag, ja das ganze Leben. Aber eben alles zu seiner Zeit. Der Sonntag hat auch eine Ordnungsfunktion. Schon deshalb durften die Kirchen sich den Tag des Herrn nicht nehmen lassen. Sie mussten dem verkappten Neomarxismus und auch dem Neoliberalismus die Stirn ihres Menschenbildes bieten, eines aufrechten Menschen, wie Platon schon genau in diesem ruhetäglichen Sinn sagte, und den Menschen unserer Zeit vor der geistigen Buckligkeit bewahren.

Mehr noch: Die Begriffe Arbeit und Ruhe müssen an der Schwelle zu einer Zeit mit neuen sozialen und wirtschaftlichen Strukturen neu überdacht werden. Der Mensch droht in einem kulturlosen Zeitbrei zu versinken, wenn die Verwirtschaftung aller Lebensbereiche auch den Sonntag vereinnahmt, ja in der Müllpresse der Konsumgesellschaft zerstückelt und zermahlt. Europa müsste hier

vorangehen, statt sich dem Profitdenken der Wirtschaft unterzuordnen. Schließlich haben die Gründungsväter der Europäischen Union in der wirtschaftlichen Gemeinschaft kein Ziel an sich gesehen, sondern nur eine Stufe zu einer breiteren und tieferen Gemeinschaft unter den Völkern. Der europäische Mensch sollte ein homo cultus, spiritualis, ein homo religiosus sein. Robert Schumann, einer der Gründungsväter, drückte es so aus: „Der europäische Geist muss der politischen und wirtschaftlichen Einigung vorausgehen. Dieser christliche Geist ist das Fundament und das Lebenselement von Europa“.

Übrigens: Wer regelmäßig den Sonntag achtet und zur Kirche geht, lebt länger. Das geht aus einer Studie der amerikanischen Zeitschrift „Demography“ hervor. Demnach werden Leute, die nicht zur Kirche gehen, im Durchschnitt 75, während Personen, die jeden Sonntag einen Gottesdienst besuchen, immerhin 82 Jahre alt. Die Studie wurde über einen Beobachtungszeitraum von neun Jahren von Wissenschaftlern dreier US-Universitäten erstellt. Es handelt sich nicht um ein Wunder. Einen Grund für die längere Lebenserwartung sehen die Wissenschaftler in der gesünderen Lebensführung bei aktiven religiösen Menschen. Zu dieser gesunden Lebensführung gehört eben auch die Muße am Sonntag. □

Wir bitten um Spenden für den

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit



www.der-fels.de

Liebe Fels Leser,

Wir hoffen auch weiterhin auf eine großzügige Unterstützung, die es uns möglich macht, die Arbeit zur Verbreitung und Verteidigung des katholischen Glaubens weiterzuführen. Wir vertrauen dabei wie bisher auf die finanzielle Hilfe unserer Freunde.

Mit allen, die sich mit uns verbunden wissen, sind wir im Gebet verbunden. Wir empfehlen sie dem Schutz der Mutter Gottes und der Fürsprache aller Heiligen und heiligmäßigen Zeugen unseres Glaubens, die wir „im Fels“ darstellen. Ein herzliches Vergelt's Gott!

Ihre Fels Redaktion

Konto Fels e.V.: Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22,
BLZ: 700 916 00 weitere Banken siehe Impressum Seite 159

Franz Sales Handwercher – Segenspfarrer und Visionär



Im Jahr des Priesters ist es angebracht, an den niederbayerischen Segenspfarrer Franz Sales Handwercher zu erinnern. Er lebte von 1792 bis 1853 in der Nähe von Straubing und war fast ein Zeitgenosse des berühmten französischen Pfarrers Johannes Vianney von Ars. Diese beiden Priester haben sich zwar nie kennen gelernt, sie haben aber viel gemeinsam. In ihren heruntergekommenen Gemeinden stifteten beide durch ihr Gebet und Opferleben ein blühendes religiöses Leben, das bis heute bewundert wird.

Franz Handwercher, ein Sohn frommer Bauersleute, wurde 1816 in Regensburg zum Priester geweiht. Damals herrschte in ganz Deutschland noch die wirtschaftliche Not der napoleonischen Kriege, was auch die guten Sitten der Bevölkerung sehr in Mitleidenschaft zog. Auch in Oberschneiding bei Straubing, dem Pfarrdorf Handwerchers, war der Alkoholgenuss groß und auch sonst waren die guten Sitten nicht sehr verwurzelt. Dank des Wirkens des neuen Pfarrers änderten die Leute ihr Leben. In einer Zeit, in der es üblich war, nur einmal im Jahr zu Beichten und zu Kommunizieren, führte Handwercher in eigener Initiative den täglichen Besuch der hl. Messe ein. Dazu mussten die Gläubigen jede Woche beichten. Ein Kommunionempfang ohne vorherige Beichte wäre den Leuten damals als Frevel erschienen. Eine besondere Gabe Handwerchers war sein Segnen. Manche Kranke wurden gesund, nachdem Pfarrer Handwercher sie gesegnet hatte. Er selbst sagte: „Wenn ein Priester segnet, dann segnet der Heiland, dann strömen Gnaden aus seinem göttlichen Herzen auf den Gesegneten herab.“ Pfarrer Handwercher legte auch großen Wert auf die Anbetung des Allerheiligsten in der

ausgesetzten Monstranz. Die Leute lebten bald so vorbildlich wie die ersten Christen. Die reichen Bauern teilten großzügig mit den Armen. Dass dieser wohlgeordnete Zustand nicht immer anhalten würde, wusste Pfarrer Handwercher, denn er hatte die besondere Gabe, in die Zukunft schauen zu können. Seine Blicke in die Zukunft liefen an 15 Sonntagen in Bildern ab. So sah er beispielsweise die Beichtstühle in die Wüste entschwinden, was nur bedeuten konnte, dass das Beichten einmal ganz aus der Übung kommen wird. Diese Vision ist inzwischen eingetroffen. Er sah auch, dass in ferner Zukunft Gotteshäuser für wirtschaftliche Zwecke umgewidmet werden. Diese Vision beginnt erst – vorwiegend in Norddeutschland – gegenwärtige Realität zu werden. Wehe, wenn die übrigen Visionen auch Gegenwart werden sollten.

Eines Tages sah er Leute, die erschreckt zum Himmel empor blickten und erschüttert schrien, „Sieh da, sieh da!“ In Versform berichtet Handwercher weiter:

*„Aber in der selben Stunde, ...
ward ein schrecklich Feuerzeichen
an dem Firmament gesehen.“*

Ob es sich dabei um das ungewöhnliche Nordlicht vom 24. zum 25. Januar 1938 handelte, das auch die Fatima-Seherin Lucia erwähnte, ist hier nicht zu entscheiden. Jedenfalls wird dieses Nordlicht weithin als Ankündigung des Zweiten Weltkriegs angesehen. Bei Handwercher führt das Lichtzeichen weiter. Er sah noch eine Geißel Gottes vom waagrechten Querbalken eines Kreuzes am Himmel herabhängen.

*„Endlich sah man noch den Balken
in ein Schlachtschwert
sich verändern, welches
blutrot aufgehoben
über Städten hing und Ländern.“*

In einem weiteren Traumgesicht sah Handwercher unzählige Menschen mit unheilbarer Krankheit und sehr viele Tote. Daraufhin flehte er Gott an, er möge sich der Leidenden erbarmen. Doch Gott beschied diese Bitte mit einem klaren „Nein!“ Die Tatsache, dass selbst anhaltendes Gebet der Gerechten das Unglück nicht mehr abwenden kann, muss nicht auf einen zürnenden und rächenden Gott verweisen. Vielmehr haben Menschen nach ihrer Abwendung von Gott Naturgesetze in Gang gesetzt, die unaufhaltsam ablaufen. Die Menschen sind offenbar so verwirrt, dass sie keine Umkehr mehr wollen. Die heutige Gender-Politik beispielsweise kann als Ausdruck dieser Verwirrung angesehen werden. Kindern im Unterricht vorzumachen, sie könnten ihre sexuelle Orientierung frei wählen, ist einfach widernatürlich und Menschen verachtend. Dass die Kirche in Deutschland und Österreich gegen manch weit verbreitete Irrtümer kaum aufzutreten wagt, ist unverständlich. Wer aber in der Verwirrung verharrt, der findet keine Rettung mehr.

Was gut ist, wird böse genannt und was schlecht ist, wird als positive Toleranz dargestellt. Aber die Verwirrten richten sich selbst und zerstören sogar die Natur. Selbst das zuvor grüne Gras sah der Visionär plötzlich welken und die Menschen sah er in großer Zahl unheilbar krank werden und sterben.

*„Auch an Wärtern fehlt`s
und Priestern,
allen Hilf und Trost zu spenden.“*

Trotz des ungeheuren Ausmaßes der Katastrophe erwies sich die Kirche als Ganzes unzerstörbar. Nur einzelne Kirchen, Beichtstühle, Kanzeln und Altäre erschienen zweckentfremdet, Kirchen-Fassaden stürzten ein.

Am sechsten Sonntag seiner Schauungen sah Handwerker Kirchenbesucher, welche die Bibel lasen und sie nach Gutdünken auslegten. Sie hielten sich selbst für intelligent und wundersten sich über den Priester, der noch das alte Brevier betete. Es fehlte durchweg der Respekt vor der Tradition und vor dem kirchlichen Lehramt. Auf dem Markt sah Handwerker Früchte und Produkte aller Länder dieser Erde, was heute als ganz normal gilt, vor 170 Jahren aber sicherlich unvorstellbar war. Plötzlich zerrissen wilde Tiere das idyllische Markttreiben. Tiger zerfetzten Menschen und drangen in die Häuser ein. Pfarrer Handwerker verteidigte sich vergeblich mit einem Messer. Schließlich kniete er gegen die Tür. Dann sagte ihm eine innere Stimme: „Beuge das Knie. Das allein bringt Rettung!“

Von der helfenden Wirkung des Kniens her lässt sich nun die Bedeutung der „wilden Tiere“ erklären. Diese symbolisieren Überheblichkeit und blindwütiges Kämpfen für die Selbstherrlichkeit der Menschen und den schrankenlosen Genuss. Das Gegenteil von Knien ist das luziferische „non serviam – ich will nicht dienen“.

Heute propagieren manche Theologen das „Stehen vor Gott – auf gleicher Augenhöhe.“

Die regelmäßige Feier des Sonntags-Gottesdienstes wird nach Handwerker einmal zum Erliegen kommen. Diese Prophezeiung ist noch nicht eingetroffen. Schließlich kommt überraschend das große Unglück über ganz Europa und am Ende auch über Bayern.

*„Alle Städte und Fabriken,
die einst blühten, sind verödet.
Die darinnen sich genähret,
sind zerstreuet und getötet.“*

Eine große Armut und Einsamkeit der Überlebenden wird folgen. Im Wandschrank einer Ruine sieht Handwerker die Inkunabeln (Urtex-te) des Franziskus, die zur Lebenszeit Handwerchers noch unbekannt waren und erst nach seinem Tod entdeckt wurden. „Diese Texte kann man jetzo brauchen.“ Das bedeutet, dass nach der Katastrophe franziskanische Einfachheit und Brüderlichkeit die Kirche und die Gesellschaft insgesamt bestimmen werden. Tröstlich sind die Schauungen der letzten drei Sonntage.

*„Auf der Spitze eines Berges,
In der Mitte grüner Auen,
Sah ich einen neuen Tempel,
Eine neue Kirche bauen.
„Herrlich wölbt sich das Gebäude,
wie ein klarer Regenbogen.
Offen sind die weiten Pforten,
dass hinein die Völker wogen.“*

Und alle Menschen scheinen eins zu sein im Glauben an den dreieinigen Gott. Ein ähnlich positives Bild zeichnet der Prager Dichter Franz Werfel in seinem Roman „Stern der Ungelobenen“ für das Ende unserer Geschichtsperiode. „In der katholischen Kirche sammeln sich dann friedlich Völker und Konfessionen, die heute noch nicht zur Kirche gehören.“ Und Handwerker berichtet über Christus:

*„In dem Himmel wie auf Erden,
Ihm die Knie alles bieget,
und ich höre eine Stimme:
„Jesus Christus hat gesieget!“*

Wenn man dieser Schauung vertrauen kann – und nichts spricht dagegen – dann ist es ein Trost zu wissen, dass alle Selbstsucht und Verwirrung vergehen werden, weil Unrecht sich am Ende selbst zerstört. Die Kirche aber wird wieder im alten Glanz erstrahlen, so dass wir wieder aus dankbaren Herzen singen können:

*„Ein Haus voll Glorie schauet
– weit über alle Land
– aus ew'gem Stein erbauet
– von Gottes Meisterhand... .“*



Jesus Christus, der Allherrscher, der „König der Könige und Herr der Herren“ (vgl. Offb 17,14 u. 19, 16). Katalanisch, 12. Jhdt.

Was haben wir vom neuen ZDK-Präsidenten zu erwarten?

Anmerkung zu seiner Vorstellungsrede

Am 20. November 2009 wurde Alois Glück mit 169 von 189 Stimmen zum neuen Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) gewählt. Rund 30 Mitglieder des ZdK waren bei dieser Wahl nicht anwesend.

Welchen Kurs wird das ZdK unter seinem neuen Präsidenten, den Medien als einen „Glücksfall für die deutschen Katholiken“ bezeichneten, steuern? Seine Vorstellungsrede ist durchaus aufschlussreich, wegen dem, was gesagt und wegen dem, was verschwiegen wurde. An vielen Stellen bleibt sie unkonkret. Niemand hat erwartet, dass Glück bei jeder Aussage ins Detail geht, aber ein Stichwort, das über die Unverbindlichkeit hinausführt, hätte Klarheit bringen können. Wo Glück von der Kirche spricht, geschieht das distanziert. Kirche steht da wie ein Gegenüber. Das „sentire cum ecclesia“ d.h. das Mitfühlen mit der Kirche, welches das ZdK einmal charakterisiert hat, fehlt.

Glück fordert „von der Kirche mehr Mut zur Vielfalt und weniger Ängstlichkeit gegenüber der modernen Welt“. Aber – erklärt sich nicht ein Großteil der Ängstlichkeit und Orientierungslosigkeit der Menschen in unserem Land durch die angepriesene „Vielfalt“ und Gleich-Gültigkeit auf dem Markt der Meinungen? Glücks Satz, es „sei natürlich einfacher, in den Schutzräumen der eigenen Gessinnungsgemeinschaft zu bleiben als sich in der öffentlichen Debatte in die geistige Auseinandersetzung und in den Wettbewerb unterschiedlicher Wertvorstellungen einzubringen“, ist wohl als Rundumschlag gegen „konservative“ Katholiken zu sehen. Er provoziert die Gegenfrage: Wo bleibt die öffentliche Debatte seitens des ZdK über die Ursachen der zunehmenden Gewaltbereitschaft in der Gesellschaft? Wo bleibt die öffentliche Debatte über das, was dem ungeborenen Kind bei der Abtreibung geschieht? Wo bleibt die geistige Auseinandersetzung über die Spätfol-

gen der Abtreibung für die Frau? Wo bleibt der Wettbewerb unterschiedlicher Wertvorstellungen über die geltende Abtreibungsregelung, von der das Bundesverfassungsgericht gefordert hat, dass sie auf den Prüfstand zu stellen sei?

Glück sieht in der Kirche „zuviel Abwehr gegenüber fremden Milieus“. „Veränderungen der Gesellschaft sollten nicht als Bedrohung, sondern als Aufgabe“ gesehen werden. Es wäre hilfreich, wenn wir wüssten, was unter „fremden Milieus“ gemeint ist. Sind es Staat und Politik, der Kulturbetrieb, die Freizeitgesellschaft?

Die Kirche, insbesondere die Päpste Johannes Paul II. und Benedikt XVI., haben bei vielen Anlässen die großartigen Fortschritte der Moderne in Naturwissenschaft, Technik, Biologie und Medizin herausgestellt. Sie konstatieren aber auch, dass die Moral in vielem damit nicht Schritt hält. Der Zeitbetrachter hat nicht den Eindruck von einem Zuviel an Abwehr der Kirche gegenüber den genannten Milieus. Er konstatiert vielmehr zuviel Anlehnung der Kirche an den Staat in Deutschland, statt der geforderten Auseinandersetzung mit ihm, zuviel Hinnahme von Gewalt und Sex in den Medien und zuviel Toleranz gegenüber religiöser Diefamierung, die im Kulturbetrieb bis zur Religionsbeschimpfung reicht. Wann ist hier die Stimme des ZdK zu hören? Im Übrigen hätte eine Person in Führungsverantwortung, wie der ZdK-Präsident, die Aufgabe, die Katholiken in dieser säkularen, pluralistischen Gesellschaft zu einem mutigen Glaubenszeugnis gegen den „Mainstream“ aufzufordern.

Glück will eine „eigenständige Rolle der katholischen Laien“. Auf die Wahrnehmung dieser Eigenstän-





digkeit durch das ZdK warten die Katholiken schon lange, nämlich dort, wo die Zuständigkeit gegeben ist, z.B. in der Politik, in Fragen von Ehe und Familie, im Berufsleben und im Freizeitbetrieb.

Wo bleibt das ermutigende Wort des ZdK an junge Leute, eine Ehe einzugehen, statt in unverbindlicher Partnerschaft zusammenzuleben, – eine Massenerscheinung, die mitverantwortlich ist für die Kinderarmut in unserer Gesellschaft? Wo bleibt das klare Nein des ZdK zur rechtlichen Gleichstellung homosexueller Partnerschaft mit der Ehe? Wo bleibt der Widerstand gegenüber dem Zugriff des Staates auf die Familie in der Kinderkrippenpolitik? Wo bleibt der Ruf nach einer Reform der jetzigen schulischen Sexualaufklärung, die vielfach eine Frühsexualisierung der Kinder bedeutet?

Offenbar meint Glück mit der Forderung nach der eigenständigen Rolle nicht die Wahrnehmung solcher Laienaufgaben, die gegen die political correctness und die Tabuisierung der genannten Themen verstoßen, sondern die Aufwertung von ZdK-Erklärungen zu Zölibat, Priester- und Diakonenweihe von Frauen, Laienpredigt etc. und einen eigenständigeren Kurs gegenüber dem Papst und

Rom. Dem ZdK wäre ein Seminar über das päpstliche Rundschreiben Johannes' Paul II. „Christi fideles laici“ zu empfehlen. Dort sind nämlich die Kriterien für den Zusammenschluss katholischer Laienverbände formuliert. Da Glück in seiner Rede kein Wort über das Verhältnis des ZdK zu Papst und Rom verliert, könnte sich das ZdK auf einem solchen Seminar auch mit der Gründungsgeschichte des ZdK in der Kulturkampfzeit unter Bismarck befassen, zumal Anzeichen dafür sprechen, dass wir einem Kulturkampf entgegengehen. Es gibt ja auch heute solche, die, wie damals Bismarck eine von Rom unabhängige Kirche wollen. Bismarck hatte damals in Ludwig Windthorst einen ebenbürtigen Gegenspieler, die Katholiken heute haben einen solchen nicht.

Eine „missionarische Kirche wird ohne Erfahrungen und Mitwirkung der Laien wenig wirksam sein können“. Völlig richtig, Herr Glück! Wo ist aber diese Mitwirkung des ZdK bei den vielen Aufrufen unter Johannes Paul II. zur Neuevangelisierung geblieben? Und als kürzlich der Brandenburgische Minister Jörg Schönbohm fragte: „Was können wir gegen die Entkirchlichung und für die Wiederbelebung des Christentums in Ostdeutschland tun?“, brach ein

Sturm der Entrüstung los. Vom ZdK bekam Schönbohm für seinen Mut keine Unterstützung. Was die „Missionierung“ betrifft, ist uns dagegen die Aussage eines ZdK-Ausschusses in Erinnerung, dass der allgemeine Missionsauftrag Christi für Juden nicht zu gelten habe.

Die weiteren Ausführungen des ZdK-Präsidenten in seiner Rede sind nur vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung um die Kandidatur für den ZdK-Vorsitz zu verstehen. Bekanntlich erreichte Wilhelm Brockmann, der erste Bewerber, wegen seines Engagements für „Donum Vitae“ nicht die erforderliche Zweidrittelzustimmung der Bischöfe. Dann wurde Alois Glück als Kandidat präsentiert. Ihn haben die Bischöfe durchgewunken, obwohl gegen ihn dieselben Ablehnungsgründe vorlagen. Sagt doch Glück von sich selbst: „Ich engagiere mich aus meiner persönlichen Gewissensentscheidung heraus schon seit Jahren für diese Beratung. Und das liegt auch voll auf der Linie des Bayerischen Beratungsgesetzes, das wir gegen größten politischen und öffentlichen Widerstand durchgesetzt haben“. Glück lässt nun sein „Donum Vitae“-Engagement „ruhen“. Seine Haltung zu dieser Initiative, die außerhalb der Katholischen Kirche steht, hat er nicht geändert.

Notwendig für das gesellschaftliche Engagement ist nach Glück „das Bewusstsein, dass persönliche Überzeugung und auch offizielle kirchliche Positionen in einer pluralen Gesellschaft nicht eins zu eins durchgesetzt werden könnten“ – und das bedeutet Bereitschaft zum Kompromiss und Mut zur Vielfalt.“

Die Kirche kennt den Menschen, sie verkündet keine Utopien. Sie weiß, dass auch gut begründete Positionen manchmal keine parlamentarischen Mehrheiten finden. Trotzdem gibt es für Christen nicht übersteigbare Barrieren, wenn es z.B. – wie bei der Abtreibung – um eine Frage auf Leben und Tod geht. Gerade hier wäre die von Glück geforderte öffentliche und geistige Auseinandersetzung gefordert. Der Hinweis auf die plurale Gesellschaft ist der Versuch nach der Zustimmung zu einem nicht möglichen Kompromiss, sich selbst die Absolution zu erteilen.

Glück warnt „vor innerkirchlicher Unversöhnlichkeit“ und fordert „mehr Bereitschaft zu Austragung von Meinungsverschiedenheiten“. Das ZdK könnte einiges zur Versöhnung beitragen, nicht als Vor- sondern als Nachleistung, wenn es zugeben würde, dass die öffentliche Zurückweisung päpstlicher Schreiben bis hin zum Aufruf zum öffentlichen Widerstand (Laieninstruktion) schwere Fehler waren, die öffentlich zu korrigieren sind, oder wenn das ZdK klar sagen würde, dass die Unterstützung von „Donum Vitae“ beendet wird, weil das ZdK einem Irrtum aufgesessen ist.

Glück und das ZdK müssen zur Kenntnis nehmen, dass es eine Aus-

tragung von Meinungsverschiedenheiten nicht zu den vom ZdK festgelegten Spielregeln geben kann und dass diejenigen, die die Positionen der katholischen Kirche vertreten, nicht als Fundamentalisten und Traditionalisten abqualifiziert werden können. Immerhin gibt es bei einer Frage, bei der es um fundamentale Entscheidungen geht, keine zwei katholischen Antworten. Wenn die Antwort der Kirche feststeht, aber nicht anerkannt wird, ist dieses „Ringens um die Wahrheit“ eben doch nichts anderes als die Anpassung an so genannte „Lebenswirklichkeiten“, weil man nicht anecken möchte.

Glück konstatiert: „In den kommenden Jahren entscheidet sich, ob wir eine Kirche werden, die sich auf den heiligen Rest beruft, oder eine Kirche, die weiter unter den Menschen präsent ist“. Diese gut klingenden Formulierungen sind uns bekannt. Ist aber der Zustand der „kleinen Herde“ nicht schon erreicht, wenn nur mehr 10% der Katholiken regelmäßig die Sonntagsmesse besuchen? Würde das volle sakramentale Leben, z.B. mit dem Bußsakrament, zum Maßstab genommen, würde die Zahl, nach glaubwürdigen Schätzungen, auf rund 4% schrumpfen. Das müsste doch für Glück Anlass sein, die Neuevangelisierung als Topthema des ZdK auszurufen.

Glück nennt als wichtige Zukunftsthemen des ZdK den demographischen Wandel. Der Rückgang der Geburtenzahlen datiert seit Ende der 60er Jahre. Diese Entwicklung ist anscheinend unbeachtet am ZdK vorübergegangen. Dieser demographische Wandel hat vor allem damit zu tun, dass an jedem Werktag in der

Bundesrepublik ca. 1000 Kinder abgetrieben werden. Hier fehlt uns ein Wort von Glück, das ZdK werde alles Mögliche tun, die jetzige gesetzliche Regelung zu ändern. Glück spricht weiter, von der „Zukunftsfähigkeit des Sozialstaates angesichts massiver Verteilungskonflikte“. Die größte soziale Ungerechtigkeit besteht aber seit Jahrzehnten gegenüber den Familien mit Kindern, die so weit geht, dass das Bundesverfassungsgericht die steuerliche Freistellung des Existenzminimums für Familien mit Kindern fordert. Glück spricht außerdem vom „zukunftsfähigen Lebensstil“. Glück hätte hier hinzusetzen können, dass diese Gesellschaft nur dann eine Überlebenschance hat, wenn sie zu großen Opfern, Verzicht und allseitigen Einschränkungen bereit ist.

Zum Schluss seiner Rede fordert Glück, der seit langem prominentes Mitglied dieses ZdK ist, eine Bestandsaufnahme des Laienkatholizismus. Eine solche kann ehrlicherweise nur defizitär ausfallen. Man könnte auch fragen: Wenn das ZdK heute aufgelöst werden würde, wer würde das außer den Funktionären wahrnehmen? Das ist bedauerlich, nicht wegen des ZdK an sich, sondern wegen der Katholiken, die eine wirksame Vertretung in Gesellschaft und Politik bräuchten, zumal frühere Bündnispartner wie die CDU/CSU, als solche immer mehr ausfallen.

Das ZdK müsste einen völligen Kurswechsel vornehmen, wenn es wieder eine Vertretung der deutschen Katholiken werden möchte. Danach sieht es nach der Bewerbungsrede des gewählten ZdK-Präsidenten nicht aus. □



Auf der Suche nach Europas Identität

Dialog und Minarette und das andere Gottesbild

Es ist wie ein alter Film, teilweise auch in schwarz-weiß. Wie in den fünfziger und sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ist Europa wieder auf der Suche nach sich selbst, nach seiner Identität. Aber der Unterschied ist im wahrsten Sinne des Wortes historisch. Damals, vor einem halben Jahrhundert, fragte man nach der europäischen Identität im Vergleich zum nationalen Selbstverständnis. Und zwar vor allem in den Beneluxländern, in Italien, in Frankreich und in Deutschland. Heute sucht man nach der Identität vor dem Hintergrund der islamischen Renaissance, eine Morgenröte, die nicht wenige Europäer als Bedrohung empfinden.

Diese Identitätssuche bricht sich Bahn in lokalen Ereignissen und in nationalen Debatten. Sie ist geistiger Natur, wir haben es mit einer geistigen Auseinandersetzung zu tun, die verschiedene Wertewelten und Zivilisationen infrage stellt. Europa steht mitten in einem Kulturkampf.

Das ist nicht nur eine feingeistige intellektuelle Disputatio. Ähnliche Debatten wurden im vergangenen Jahrhundert in Europa regelmäßig geführt, das Ringen mit dem berühmten Zeitgeist ist ein Dauerkampf. Schon Max Weber sprach von einer „entzauberten Welt“, Thomas Mann vom „instinktunsicher gewordenen Kontinent“ und Reinhold Schneider stellte die große Ratlosigkeit in Europa selbst nach dem Krieg fest, als er sagte: „Die Zeit erwartet unseren Widerspruch. In wesentlichen Fragen ist sie ratlos, und wenn wir mit ihr gehen, so sind wir es auch“. Schneider hielt dem zeitgeistigen Nachlaufen die Wertekonstanten des Christentums entgegen. Das gilt auch heute. Papst Benedikt XVI. hat in einer Grußbotschaft anlässlich des zweiten internationalen Kongresses über „Frieden und Toleranz“ in Is-

tanbul am 8. November 2007 auf die soziale und politische Bedeutung der Anerkennung von Werten hingewiesen, als er schrieb: „Ohne eine objektive sittliche Verankerung kann auch die Demokratie keinen stabilen Frieden sicherstellen“. Es geht mit den Wertvorstellungen Europas auch um die Zukunft der Demokratie. Und mit diesen Wertvorstellungen auch um die Religion. Der Rückbezug auf Gott ist der Rückhalt der Werte, die letzte Begründung für Solidarität und Ordnung.

Das ist der Rahmen, in dem Ausbrüche und Debatten, Gerichtsurteile und Volksentscheide stattfinden. Es ist auch der Rahmen, der den Unterschied zwischen Islam und Christentum deutlich macht. In seinen „Bekanntnissen eines Revolutionärs“ bemerkte Proudhon einmal, es sei „überraschend, dass wir auf dem Grund unserer Politik immer die Theologie wiederfinden“. Proudhon war kein Kirchgänger, aber er war offen für Argumente. Er hatte erkannt, dass die Glaubens- und Gewissensfreiheit die Mutter aller Freiheiten ist. Das war Allgemeinwissen seit der Renaissance. In seiner Zeit wurde aus der Glaubens- und Gewissensfreiheit die Ablehnung von Glauben und Gewissen, aus der Mutter wurde die Hure des Vernunftkults. Dabei ist es weitgehend geblieben, obwohl sich aus dieser Grundfreiheit all die anderen politischen Freiheiten entwickelt hatten und der Kult der Vernunft diese Freiheit zur Ideologie umfunktionierte und auch heute als Laizismus und Tugendterror der politischen Korrektheit ziemlich wirkmächtig das tägliche Leben beeinflusst.

Sichtbarster Ausdruck des aktuellen Streits um die Identität und damit die religiöse Grundierung war und ist der Streit um das Schweizer Votum über



Erfolgreiche Kampagne: Mit diesem Plakat warben die Initiatoren für ein Minarettverbot.

Minarette. Das Verbot der Minarette ist kein Verstoß gegen die Religionsfreiheit, es betrifft nur die Bauweise von Moscheen, nicht die Gotteshäuser selbst. Die Türme sind, wie zwei Gutachten von Orientalisten (einer von ihnen war der Deutsche Hans Peter Raddatz) ergaben, eher Demonstrationen der Macht und eines Machtanspruchs, keine integralen Bestandteile von Gebetshäusern selbst. Von ihnen rufen die Muezzins die Menschen gebieterisch zum Gebet herbei.

Von der wirklichen Religionsfreiheit sind radikal denkende Muslime einige Jahrhunderte entfernt, ja die unter dem Mantel der Freiheit daherkommende Dekadenz und Permissivität des Westens sind ein Grund für die Renaissance des Islam, die in allen islamisch geprägten Ländern, auch in der Türkei, zu beobachten ist und die auch in Europa im Begriff ist, Rechte zu erobern und Freiheiten einzusammeln. In Parallellgesellschaften breitet sich der Islam aus wie

ein Ölfleck, getragen von der Demographie. Beim Dialog mit den Islam, den man allenthalben angestoßen hat und mit politischer Korrektheit führt, wird das friedliche Zusammenleben beschworen und die Tatsache gefeiert, dass wir doch den einen Gott anbeten, wie es auch in den Konzilsdokumenten „Nostra aetate“ und „Lumen gentium“ nachzulesen sei. Sicher, es gibt existentiell nur einen Gott. Aber es gibt verschiedene Gottesbilder. Wer sich das Gottesbild der Muslime anschaut, insbesondere der orthodoxen und radikalen, die ja das Denken der islamischen Welt und auch der Muslime in Europa immer stärker prägen, der dürfte an einigen Fragen nicht vorbei- und hoffentlich auch Zweifel bekommen, ob der Di-

vertiert sind. Aber es ist so. Denn die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist für radikal denkende Muslime ein Widerspruch in sich. Entweder man glaubt, und zwar an den vom Koran geoffenbarten Gott oder man ist ein Ungläubiger, allenfalls ein Angehöriger der Völker der Schrift (Juden und Christen), die als „Schutzbefohlene“, als Menschen zweiter Klasse, tributpflichtig und minderwertig sind. Das Überlegenheitsgefühl der Selbstgerechten und wirklichen Söhne und Töchter Allahs ist selbst in Europa hier und da schon zu spüren. Man muss sich fragen, ob der Dialog dieselben Grundlagen hat.

Ein Dialog, der diesen Namen verdient, ruht auf beiderseitiger Offenheit und vor allem auf Wahrhaftigkeit und Verlässlichkeit. Hier beginnt die Schwierigkeit. Es gibt im islamischen Glauben eine Verhaltensregel, die „taqiya“ (arab.: Vorsicht, Verstellung) genannt wird und beim Dialog mit Ungläubigen und auch den Völkern der Schrift anzuwenden ist. Schließlich geht es um die „gerechte Sache“, um die Ausbreitung des Islam, die für jeden Muslim höher steht als die Anerkennung eines Unglaubens. An dieses Gebot fühlt sich jeder Muslim gebunden, der den Koran als Richtschnur des Lebens ansieht. Solange die Muslime sich in einer Situation der Unterlegenheit befinden – das

...“ (Sure 8), oder: „Oh ihr, dir ihr glaubt, nehmt euch nicht die Juden und Christen zu Freunden ...“ (Sure 5), oder: „Ihr Gläubigen! Schließt keine Freundschaft mit solchen, die nicht zu eurer Religion gehören. Sie lassen nicht ab, euch zu verführen und wünschen nur euer Verderben“ (Sure 3). Angesichts dieser Sachlage ist es naiv, die Christen aufzurufen, den Muslimen nicht zu misstrauen oder ihnen dieselbe Ethik zu unterstellen, die den zehn Geboten (hier besonders dem achten) zugrunde liegt. Natürlich kann man nicht jedem Muslim unterstellen, er betreibe die Kunst der Verstellung. Aber festzuhalten ist, dass die Ethik der Muslime aufgespalten ist in eine, die für den Umgang untereinander gilt und eine, die für den Umgang mit den Ungläubigen geboten ist. Nicht der absolute Wert des menschlichen Lebens, nicht der Mensch als einmalige Person und Ebenbild Gottes, das er nach islamischer Auffassung nicht ist, sind der Maßstab des Handelns und auch nicht die Wahrheit als „adaequatio intellectus et rei“, wie Thomas von Aquin sie definiert, also als Übereinstimmung des Denkens mit der Sache. Nein, es ist vielmehr Allahs Wille, wie er im Koran geoffenbart ist. Gut ist nicht, was wirklich ist, sondern was der Sache Allahs dient. Gut ist, was dem Islam nützt. Das ist islamischer Utilitarismus pur, eine Art Konstruktivismus. Man kann also im Dialog Wahrhaftigkeit und Verlässlichkeit auf muslimischer Seite nicht prinzipiell erwarten, da sie in der islamischen Ethik nicht stabil und verbindlich verankert sind. Hier wird die Sicht zu dem einen Gott verdunkelt.

Die Sicht der Dinge oder der letzten Wirklichkeit, die Gottesbilder, haben aber noch weitere Unstimmigkeiten. Der im Koran sich offenbarende Allah, der übrigens als Götze schon lange vor Mohammed mit anderen Götzen, wie der Schicksalsgöttin Manat, der Muttergöttheit Ilat und der Liebesgöttin Uzza, an der Kaaba verehrt und angebetet wurde, verbreitet Angst und Schrecken unter seinen Geschöpfen und verweigert etlichen von ihnen die Freiheit, sich zum Guten zu bekehren, indem er ihnen den freien Willen entzieht: „Wen Allah leitet, der ist wohl geleitet; wen er aber in die Irre führt, der gehört zu den Verlorenen. Wohl haben Wir (Allah) viele von den Geistern und



Stadtbild in Deutschland: Minarett und Kirchturm.
Die Schweizer haben dafür auf Rot geschaltet.

alog, so wie er derzeit geführt wird, überhaupt sinnvoll ist.

Der Dialog ist ein Wert in sich. Aber er muss auch ein Ziel haben. Dazu muss auch die Glaubens- und Gewissensfreiheit gehören, zum Beispiel für Christen in islamischen Ländern. Es kann nicht sein, dass Christen in Saudi Arabien verfolgt und ins Gefängnis geworfen werden, wo die Religionspolizei sie zwingt, den Koran laut und stundenlang zu lesen. Es kann nicht sein, dass Christen unter Todesstrafe stehen, wenn sie vom Islam zum Christentum kon-

vertiert sind. Aber es ist so. Denn die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist für radikal denkende Muslime ein Widerspruch in sich. Entweder man glaubt, und zwar an den vom Koran geoffenbarten Gott oder man ist ein Ungläubiger, allenfalls ein Angehöriger der Völker der Schrift (Juden und Christen), die als „Schutzbefohlene“, als Menschen zweiter Klasse, tributpflichtig und minderwertig sind. Das Überlegenheitsgefühl der Selbstgerechten und wirklichen Söhne und Töchter Allahs ist selbst in Europa hier und da schon zu spüren. Man muss sich fragen, ob der Dialog dieselben Grundlagen hat.

Und wie sollten Muslime Vertrauen zu christlichen Gesprächspartnern aufbauen, wenn im Koran, der für sie die absolute Wahrheit enthält, gewarnt wird: „Siehe, schlimmer als das Vieh sind bei Allah die Ungläubigen ..., die, so du einen Bund mit ihnen machst, jedes Mal den Bund brechen

Menschen für die Hölle geschaffen“ (7. Sure). „Die Hölle will Ich füllen mit den Geistern und den Menschen allesamt“ (32. Sure).

Manch einer will diesen Konflikt durch den Kunstgriff auf die bloße Existenz Gottes lösen. Es gebe ja nur einen Gott, heißt es dann, den wir als Menschen, bedingt durch unsere Beschränktheit, von verschiedenen Blickwinkeln aus betrachten und daher verschieden sehen, und uns nur auf unterschiedlichen Wegen ihm nähern. Aber dieser eine und einzige Gott hat sich selbst den Menschen offenbart. Dem einen Teil der Menschheit hat er verkünden lassen, er habe seinen einzigen Sohn zur Errettung der Menschen auf die Erde geschickt: „Also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab, auf dass alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben“. Dem anderen Teil der Menschheit soll derselbe Gott geoffenbart und mitgeteilt haben, dass er keinen Sohn habe und nie einen gehabt habe. Er ist sogar erzürnt und verzeiht es nicht, wenn man ihm einen Sohn andichtet: „Wer Allah irgendein Wesen zugesellt, den schließt Allah vom Paradiese aus, und seine Wohnung wird das Höllenfeuer sein“. Da stimmt etwas nicht.

Islam heißt nicht Friede, sondern Unterwerfung. Der Name ist Programm. Der Gott des Christentums dagegen ist die Liebe. Liebe ist Beziehung. Der liebende Gott ist Beziehung pur, eben die Dreifaltigkeit, das Kerngeheimnis des Christentums. Der monotheistische Allah dagegen ist einsam, er kann nicht lieben.

Dieser fundamentale Unterschied schlägt sich auch in den Staatsformen und Beziehungen der Menschen nieder. Die Theologie auf dem Grund der Politik kommt in der Zivilisation zum Vorschein. Es ist gut, dass die Schweizer so abgestimmt und damit eine Debatte entfesselt haben, die hoffentlich zu mehr Wahrheit im Dialog mit dem Islam und vor allem bei der Suche nach der eigenen Identität führt. Diese ist ohne Christentum nicht denkbar. Das Christentum ist die Seele Europas, nicht der Dialog und schon gar nicht die Selbstaufgabe im Dialog. Diese Identität zu finden ist der erste Schritt. Dann kann man über Dialog und Integration reden. Die Schweizer haben diesen Schritt beherzt vorgemacht. □

Bernhard Mihm:

Der Ethikrat ein „Ökumenisches Konzil der Zivilreligion“?

Wie bereits früher bei Fragestellungen zur Biopolitik und besonders zum Lebensrecht hat die katholische Kirche im „Deutschen Ethikrat“ eine Niederlage hinnehmen müssen. Sie wurde in der Diskussion um die „Babyklappen“ überstimmt. Der Ethikrat setzt das Recht, die eigene Herkunft zu kennen, über die Möglichkeit, durch die „Babyklappe“ Kinder vor Abtreibung oder Kindstötung zu retten. Über diesen konkreten Anlass hinaus wirft dieser aktuelle Vorgang erneut die Frage auf, ob die Mitwirkung der Kirche im „Deutschen Ethikrat“ angemessen und sinnvoll ist.

Der Ethikrat ist pluralistisch konzipiert und plural zusammengesetzt. Anstehende ethische Fragen werden aus höchst unterschiedlicher Warte diskutiert und kommen schließlich zur Abstimmung. Die dabei ermittelte Mehrheitsmeinung ist das Votum für Regierung, Parlament und Öffentlichkeit. Der überstimmten Seite bleibt die Möglichkeit eines Minderheitenvotums, das den Adressaten wie die Mehrheitsentscheidung zuzuleiten ist. Ethik ist nach diesem Konzept verhandelbar.

Dem gegenüber begreift sich die Kirche als „Mater et Magistra“ des Menschengeschlechtes, wie das besonders breit beachtet in der Eingangsformel einer Sozialzyklika Papst Johannes XXIII. zum Ausdruck gekommen ist, als „Säule und Fundament der Wahrheit“, wie es als Gotteswort im 1. Timotheusbrief (3,15) geschrieben steht. Wenn das so ist, kann die Kirche ihre Erkenntnisse und Lehren keiner pluralistischen Abstimmung und der daraus hervorgehenden Mehrheit unterwerfen. Die beim „Deutschen Ethikrat“ eröffnete Möglichkeit, bei Abstimmungsniederlagen ein Sondervotum abzugeben, ist kein Ausweg. Gerade als Verfasserin eines solchen „Sondervotums“ begibt sich die „Lehr-

meisterin des Menschengeschlechtes“ in die ihr überhaupt nicht angemessene Rolle einer „Randgruppe“ mit „Sondermeinung“. So wird sie dann auch von der Öffentlichkeit wahrgenommen, die im „Deutschen Ethikrat“ so etwas wie ein „Ökumenisches Konzil der Zivilreligion“ erblickt.

Das Argument, die Kirche begäbe sich der Möglichkeit, ihre Positionen in die öffentliche Meinungsbildung einzubringen, verweigerte sie sich der Mitarbeit im Ethikrat, ist bei näherem Zusehen nicht tragfähig. Denn gerade, wenn die Kirche ohne Einbindung in ein staatlich eingerichtetes Gremium und betont aus dem für sie in der göttlichen Heilsordnung verankerten eigenen Recht spricht, kommt ihre singuläre Autorität zur Geltung. Und je prophetischer die Sprache, desto stärker das Echo!

Die Kirche hätte also nie in den „Deutschen Ethikrat“ eintreten sollen. Nach allem, was geschehen ist, sollte sie sich aus ihm zurückziehen.

Die hier vertretene Position kontrariert weder den legitimen Öffentlichkeitsanspruch des Glaubens noch jenes Verhältnis zwischen Kirche und Staat, wie es in Deutschland in grundsätzlich positiv zu würdigender Weise als einvernehmlich gestaltete Zuordnung zueinander entstanden ist. In dieser Zuordnung ist die Kirche aber keineswegs in den Staat und in dessen Entscheidungsabläufe eingegliedert. Sie bleibt in eigenem Recht. Sie ist zwar Partnerin, bleibt aber auch gegenüber Staat und Gesellschaft, wenn es um Glauben und Sitte geht, also gerade auf dem Feld der Ethik „Magistra“, und das mit dem unverkürztem Anspruch, der sich aus ihrem „Magisterium“ ergibt. Billiger kann und darf sie es auch unter den Bedingungen einer pluralistischen Gesellschaft und eines weltanschaulich neutralen Staates den politischen Partnern nicht machen! □

Walter Flick:

Verfolgung im Schatten der Weltpolitik

Wird Eritrea vergessen?

Nach dem Wunsch der deutschen Bischöfe soll der Stephanusstag am 26. Dezember eines jeden Jahres dem Gedenken an jene Christen gelten, die heute um ihres Glaubens willen verfolgt werden. Gut 200 Millionen der etwa 2,1 Milliarden Christen leiden auch im Jahr 2009 unter Verfolgung. An der Spitze des weltweiten Verfolgungsindex stehen die Länder Nordkorea und Saudi Arabien.

Wenig bekannt ist die aktuelle Verfolgung von Tausenden von Christen in dem kleinen ostafrikanischen Land Eritrea.

Am 5. März 2005 erklärte Staatspräsident Afewerki, dass „religiöse Bewegungen, die die Bürger von der Einheit des eritreischen Volkes abrücken lassen und die wahre Religion verzerren“ nicht mehr geduldet werden. Daraufhin folgten Verhaftungen von Christen aller Konfessionen. Sogar Muslime ließ der neomarxistische Präsident verhaften. Im Januar 2006

wurde der Patriarch der eritreisch-orthodoxen Kirche Abuna Antonius abgesetzt und unter Hausarrest gestellt. Ein Jahr später verlangten die Behörden von den Katholiken die Übergabe von Schulen, Kliniken und Waisenhäusern an das Wohlfahrtsministerium. Ähnliche Weisungen ergingen an protestantische Gemeinden. Katholischen Missionaren und vor allem vielen Krankenschwestern wurde die Aufenthaltsgenehmigung entzogen. Damit verloren die katholischen Schulen und Krankenhäuser qualifiziertes Personal. Dennoch kann die katholische Kirche Eritreas noch etwas unabhängiger agieren als die übrigen christlichen Bekenntnisse, weil sie mit dem Rückhalt der universalen Weltkirche auftritt.

Von den derzeit 3000 Bürgern, die wegen ihres Glaubens verhaftet wurden, sind 95% Christen. Die Haftbedingungen sind äußerst grausam.

Patriarch Abuna Antonius wagte gegen die Verhaftung orthodoxer Priester zu protestieren. Auch das Ansinnen des Staates, er solle 3000 Sonntagschüler exkommunizieren, lehnte er ab. Daraufhin entfernte der Staat den Patriarchen aus seinem Amt und ließ ihm seine Insignien wegnehmen.

Trotz dieser Menschenrechtsverletzungen hat die EU am 7. September 2009 die Überweisung von 122 Millionen Euro Entwicklungshilfe an Eritrea beschlossen. Es gibt Bedenken, dass Entwicklungshilfe-Projekte mittels Zwangsarbeit von Häftlingen durchgeführt werden. Das verstößt gegen internationales Recht. Der Hohe Kommissar für Flüchtlinge der Vereinten Nationen hat inzwischen dringend davor gewarnt, Flüchtlinge aus Eritrea zurückzuschicken, weil ihnen dort Gefangenschaft und Folter drohen. Papst Benedikt XVI. hatte schon am 1. Dezember 2005 an den Vatikan-Botschafter Eritreas appelliert: „Fer-

ner möchte ich meiner Hoffnung Ausdruck geben, dass konkrete Schritte unternommen werden, dass die in Ihrem Land gewährte konstitutionelle Religionsfreiheit möglichst vollständige Anwendung finden kann.“

Wir können um Freilassung des unschuldigen Patriarchen und der weiteren Gefangenen bitten. Bitte schreiben Sie an folgende Adressen:

➤ His Excellency Issayas Aferwerki
President of the State of Eritrea,
Office of the President, PO Box 257,
Asmara Eritrea.

➤ S.E. Botschafter Petros Tseggai
Asghedom Botschaft des Staates Eritrea;
Stavanger Str. 18, 10439 Berlin
E-Mail: embassyeritrea@t-online.de

Die IGFM (Internationale Gesellschaft für Menschenrechte www.igfm.de) wird auf dem II. Ökumenischen Kirchentag vom 12. - 16. Mai 2010 in München für einen „Ökumenischen Tag der verfolgten Christen“ eintreten. □



Die eritreische Gospelsängerin Helen Berhane (bei IGFM-Jahresversammlung 2009), die wegen ihres Glaubens in Eritrea 30 Monate in Folterhaft war.

Fürbittgebete:

Für die Brüder und Schwestern, die wegen ihres Glaubens benachteiligt und verfolgt werden: Gib ihnen Kraft, damit sie in ihrer Bedrängnis die Hoffnung nicht verlieren. Gott unser Vater!
– Wir bitten Dich, erhöre uns!

Wir bitten Dich auch für die Verfolger. Öffne ihr Herz für das Leid, das sie anderen antun. Lass sie Dich in den Opfern ihres Handelns erkennen. Gott unser Vater!
– Wir bitten Dich, erhöre uns!

Wehrt euch gegen die totalitäre Zivilreligion! Zum Kreuzifixurteil des Straßburger Europarates

Der Richterspruch des Europäischen Gerichtshofes gegen das Anbringen von Kreuzen in öffentlichen Schulen Italiens ist ideologisch. Er kommt nicht den Gefühlen Andersgläubiger entgegen. Er hilft nicht Zu- und Einwanderer in Europa besser zu integrieren. Es handelt sich auch nicht um ein Fehlurteil im üblichen Sinn, schon gar nicht um Rechtsprechung.

Dieser Richterspruch versucht den Satz von Voltaire „Ecrasez l'infame – Vernichtet die Verruchte“ weiterzuführen, die Ziele der radikalen Phase der Französischen Revolution umzusetzen. Damals ging es darum, die Kirche zu vernichten.

Das Kreuz ist mehr als ein Symbol. In ihm verdichtet sich unsere Erlösung durch Jesus Christus. Im Zeichen des Kreuzes haben bis heute Millionen Christen die Wahrheit des Evangeliums mit ihrem Leben bezeugt. Auf diese Weise wurden Kulturen umgewandelt. Eine Frucht davon sind auch die vielen karitativen Einrichtungen, die Häuser für Bedürftige, Behinderte, Kranke, Ausgestoßene. Keine Religion hat die Menschen in ihrem Inneren tiefer umgewandelt als das Christentum.

Der Schriftsteller Nathanael Ginzburg äußert sich zum Kreuz so: „Das Kreuz diskriminiert niemanden. Es schweigt. Es ist das Zeichen der christlichen Revolution, das in die Welt die Gleichheit zwischen den Menschen brachte. Vor Christus hatte nie jemand gesagt, dass alle Menschen, ob reich oder arm, gläubig oder ungläubig, Juden oder Nichtjuden, Schwarze oder Weiße gleich und Brüder sind.“

Dieses Europa, das der Straßburger Gerichtshof anstrebt, ist nicht das Europa, das die Gründungsväter Schuhmann, Adenauer und De Gaspari wollten und das die europäischen Völker ausgesöhnt hat. Dieser Richterspruch macht die europäische Idee weder attraktiv noch liebenswert. Er erleichtert auch die Integration von Zuwanderern aus anderen Kulturkreisen nicht, weil sie eine Gesellschaft ohne Gott nur verachten.

Auf dem Prüfstand

Dieser Richterspruch macht die Christen in ihrer Heimat zu Bürgern zweiter Klasse, wenn sie ihr wichtigstes Zeichen, das Kreuz, in der Öffentlichkeit verstecken müssen. Sollen Christen in Europa, so wie in Saudi Arabien, behandelt werden, wo es amerikanischen Soldaten, die dort stationiert waren, verboten war, eine Messe zu feiern oder ein christliches Symbol zu tragen?

Wir wollen uns von diesem Straßburger Richterkollegium nicht eine Zivilreligion überstülpen lassen, die weder unserer Geschichte noch unserer Kultur Rechnung trägt, auch nicht unserem Verständnis von Freiheit, wonach eine radikale Minderheit ihre gesellschaftliche Auffassung einer gemäßigten Mehrheit nicht aufzwingen kann.

Der Straßburger Richterspruch ist nicht Ausdruck einer Laizität, wie sie Papst Benedikt XVI. immer wieder anspricht, nämlich einer Trennung von Kirche und Staat nach ihren jeweiligen Zuständigkeitsbereichen. Die vom Straßburger Gerichtshof intendierte Zivilreligion ist totalitär. Sie maßt sich dort eine Zuständigkeit an, wo sie nicht gefragt ist.

Was ist zu tun? Wir leben in einer Massendemokratie. Also müssen wir uns massenhaft bei unseren Abgeordneten zu Wort melden. Wir haben viele Möglichkeiten unsere Meinungen auszudrücken in Anrufen, in Briefen, per Fax und per Email, aber auch gegenüber den Medien, z.B. bei Talkrunden, schließlich in friedlichen Demonstrationen. Es ist an der Zeit, dass auch die Verantwortungsträger, Bischöfe, christliche Abgeordnete, Vertreter katholischer Organisationen aus der Deckung gehen und sich deutlich zu Wort melden.

Hubert Gindert

Wir brauchen Visionen

Politiker mit Weitblick zeigen den Menschen auf, wohin sich die Gesellschaft entwickeln soll. Sie haben Visionen, die Aufbruchstimmung wecken, Kräfte mobilisieren und die den ganzen Menschen ansprechen.

Die großen Europäer Schuhmann, Adenauer und De Gaspari haben Visionen mit Realitätssinn verbunden und in den 50er und 60er Jahren die Jugend fasziniert. Bundeskanzler Helmut Schmidt hat im Bundestagswahlkampf 1980 gemeint, wer Visionen habe, sollte zum Arzt gehen. Das blieb nicht ohne Wirkung. Heute haben wir nur visionslose Politiker, Macher, Pragmatiker. Sie verwalten die Macht. Oberstes Ziel ist die Machterhaltung und die Ausschaltung der Konkurrenten im Innern und von draußen. Vielleicht ist Barack Obama in Deutschland so gut angekommen, weil er mit seinem „Yes we can – Ja wir können“ scheinbar für eine Vision stand.

Armin Laschet (CDU), Minister für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes Nordrhein-Westfalen versucht sich in „Visionen“. Laschet schrieb das Buch „Die Aufsteiger-Republik – Zuwanderer als Chance“. Er propagiert nach der ersten Einheit der Bundesrepublik 1949, der Wiedervereinigung Deutschlands 1989, eine dritte „Deutsche Einheit“. Er meint damit die Integration der 15,4 Millionen Zuwanderer, die sich in Deutschland aufhalten. Wie will Laschet Integration erreichen? Er winkt den Zuwanderern mit Aufstiegschancen in der Gesellschaft.

Es gibt Länder, wie die USA, die auf Einwanderer stets eine Faszination ausgeübt haben. Wer in die USA ging, hat sich bereitwillig in die Verfassungswirklichkeit und in die Traditionen eingefügt, war stolz, ein Bürger dieses Landes zu werden. Er nahm gern die amerikanische Lebensart („American way of life“) für sich an. Aufstiegschancen waren nicht garantiert.

Die Zuwanderer nach Deutschland kommen in ein müde gewordenes Land. Patriotismus und Wertschätzung der eigenen Kultur ist eher verpönt. Die Kinderarmut spricht nicht für einen starken Glauben an die Zu-

kunft. Von einer solchen Gesellschaft geht keine Faszination für die Integration aus. Was bleibt da als Identifikationsmerkmal? Das Bestehen eines Tests und die Mindestkenntnis einer Sprache. Genügt das?

Im Rundschreiben des Papstes „Liebe in der Wahrheit“ (Caritas in veritate) steht: „Die Kirche ist Zeichen und Werkzeug der Einheit“. Benedikt XVI. beschreibt als Voraussetzungen für die Einheit einer Gesellschaft die Gerechtigkeit und die Solidarität. Das gelebte Christentum, das in jedem Menschen den Bruder und Nächsten sieht, kann Integrationsbrücken bauen. Können die Bürger dieses Landes das leisten? Wir haben 5% (Protestanten) bis 10% (Katholiken) Christen, denen ihr Glaube noch den Besuch des Sonntagsgottesdienstes wert ist, wo sie mit der Botschaft Christi konfrontiert werden.

In der Geschichte spricht man von „verlorenen Siegen“. Die ausgebliebene Neuevangelisierung ist einer davon. *Hubert Gindert*

Zum Referendum über das Minarettverbot in der Schweiz

Talkrunden im Fernsehen können auch informativ sein. Am 2. Dezember war das in der Sendung „Hart aber fair“ der Fall. Das Schweizer Referendum über das Minarettverbot brachte einen Schock, der zu einer Sondersendung und Programmänderung im Fernsehen führte. Was war passiert? Die Schweizer hatten mit der deutlichen Mehrheit von 57,5% den weiteren Bau von Minaretten abgelehnt.

Gegen ein Minarettverbot hatten sich die Politiker – außer von der Schweizer Volkspartei – Vertreter der Kirchen, Gewerkschaften und Unternehmerverbände und die Medien ausgesprochen. Sie alle hatten mit einem anderen Ergebnis gerechnet. Das zeigt, dass sie nicht wissen, was die Menschen berührt und besorgt macht.

In der Fernsehsendung wurden auch spontane Befragungen von Bürgern in Deutschland eingeblendet. Daraus lässt sich schließen, dass eine Volksbefragung, wäre sie in der Bundesrepublik möglich, zu einem ähnlichen Ergebnis führen würde. Volks-

befragungen werden in Deutschland nicht zugelassen, auch wenn das Volk, der Souverän, von dem alle Macht ausgeht, davon direkt betroffen ist, sei es beim Bau von Minaretten, beim EU-Beitritt der Türkei etc. Daraus lässt sich der Schluss ziehen: Die immer geringer werdende Beteiligung der Bürger bei den Parlamentswahlen – sie trifft besonders die noch großen „Volksparteien“ – ist auch ein Zeichen dafür, dass die Bürger den Eindruck haben, ihre Probleme und Sorgen würden nicht beachtet.

Der Chefredakteur der „Weltwoche“, der Schweizer Roger Köppel konnte in der o.a. Fernsehsendung überzeugend darlegen, dass nicht die religiöse Einstellung der Schweizer das Abstimmungsverhalten erklärt, sondern die Angst vor einer kulturellen Überfremdung ihres Landes.

Wolfgang Bosbach (CDU), Vorsitzender des Innenausschusses des Deutschen Bundestages, der nicht für das Minarettverbot gestimmt hätte, brachte das Problem auf den Punkt. Er habe Sorge, weil die Kirchen immer leerer werden, in Profanbauten umfunktioniert würden und so ein geistig-religiöses Vakuum entstünde, das zwangsläufig von anderen, nämlich von missionarischen Moslems aufgefüllt werde. Nicht der Islam, sondern der Islamismus sei die Gefahr. Nicht Moscheen und Minarette, die sich in das städtebauliche Ambiente einpassen, seien das Problem, sondern überdimensionierte Moscheen und Minarette, die einen islamischen Macht- und Herrschaftsanspruch ankündigen. Bosbach hatte die Zivilcourage, zu fordern, dass sich die Zuwanderer in diese Gesellschaft einzufügen und das Grundgesetz und die kulturellen Traditionen zu akzeptieren hätten. Hier ist eine zweite Schlussfolgerung angebracht: Auch, wenn wir eine Käseglocke über unser Land stülpen, aber der Glaube im Innern verdunstet, die Wertschätzung für unsere christlich geprägte Kultur dahin schwindet, sie nur mehr einen musealen Charakter hat, und die Kinderarmut weiter um sich greift, sind wir nicht zu retten, weil das Christentum und die überkommene Kultur keine Zukunft haben. Sie sterben allenfalls einen ungestörten Tod. Stimmungsvolle Weihnachtskrippenidylle genügt nicht, wenn uns nicht mehr bewusst ist, warum Gott Mensch geworden ist.

Hier zeigt sich die große Verantwortung der Kirche. Unermüdlich hat Papst Johannes Paul II. die Neuevangelisierung in Europa angeordnet. Die Deutsche Ortskirche hat die Appelle nicht umgesetzt. Von einem Missionsauftrag für Moslems war erst gar nicht die Rede. Einzelkämpfer, können beachtliche Erfolge vorweisen und zeigen, dass die Kenntnis Jesu auch für Moslems attraktiv ist.

Papst Benedikt XVI. wandert in den Spuren seines Vorgängers. Ihm werden nicht nur von den Laizisten Kulturpessimismus, ein geistiger Kreuzzug gegen die Moderne, gegen die Aufklärung und die Ergebnisse der Französischen Revolution vorgeworfen. Zwar meinte der katholische Papstkritiker Daniel Deckers – „in dem manche deutschen Bischöfe ihren Mann beim Leitmedium FAZ sehen“ – von einem Kreuzzug könne nicht die Rede sein, „weil dazu gehöre, dass ihm die Bataillone folgen“. Papst Benedikt XVI. hat mit seinem Wort von der „Diktatur des Relativismus“ katholische Funktionäre und Vertreter des angepassten kirchlichen Kulturbetriebes aufgeschreckt, weil sie von ihren ägyptischen Fleischtöpfen nicht aufbrechen wollen.

Die weitsichtigen römischen Kaiser haben vor dem Untergang des Imperium Romanum große Anstrengungen unternommen, um die eindringenden Barbaren mit der hohen römischen Kultur vertraut zu machen. Nicht nur Italien, sondern auch Gallien und Spanien konnten ihre kulturelle Prägung über den Untergang des Römischen Reiches hinüberretten. Und heute? Der jüdische Professor Joseph Weiler hat den europäischen Laizisten eine Abneigung und sogar einen Hass auf die eigene Kultur bescheinigt. Diese möchten nicht nur jeden Einfluss des Christentums und der Kirche in der Öffentlichkeit beseitigen – das Kreuzifixurteil ist ein Beleg dafür – sie wollen uns außerdem ihre Zivilreligion verordnen und totalitär bestimmen, was noch zu gelten hat.

Die Schweizer wollten mit ihrem Abstimmungsverhalten ihre kulturelle Identität erhalten. Sie werden das nur können, wenn mit dieser Kultur eine lebendige Religiosität verbunden ist.

Hubert Gindert

Den Sonntag wieder entdecken

„Lob des Sonntags“ ist der Titel eines Buches, das vor kurzem erschienen ist. Das PUR-Magazin sprach mit der Verfasserin, Monika Gräfin Metternich (Nr.12/2009, S.12 ff; Hauptstr. 22; D-88353 Kisslegg). Hier einige Stellen aus den Interview-Antworten.

(...) Mir fällt auf, die Kirche agiert in diesen Zusammenhängen [bei der Verteidigung des Sonntags] praktisch nur mit säkularen Argumenten wie Zeitrhythmen und kulturellen Vorteilen. Doch an diese sicher richtigen Argumente braucht sich die Kirche nicht dranhängen; sie sollte ihren Gläubigen wieder bewusst machen, was der Sonntag wirklich für die Christen bedeutet. Es ist der „Tag des Herrn“! Aus diesem „Tag des Herrn“ entwickelt sich dann all das, was unsere Sonntagskultur so wertvoll gemacht hat. (...)

[Unsere Eltern]... die haben uns damals gesagt, wir seien noch zu klein, um in die Kirche mit zu kommen; das sei etwas Großartiges und Wichtiges, aber eben doch noch nichts für uns. Daraufhin wollten wir unbedingt in die Kirche gehen, einfach weil das so etwas Cooles war. So etwa müssten wir auch heute wieder auf die Gesellschaft einwirken: Denn die Kirche hat ja am Sonntag wirklich etwas ganz Besonderes zu bieten (...)

Der Zölibat „unnatürlich“?

„Ist der Zölibat unnatürlich?“ – Auf diese Frage antwortete Dr. Manfred Lütz, Theologe, Facharzt für Nervenheilkunde, Psychiatrie und Psychotherapie, Chefarzt des Alexianer-Krankenhauses in Köln-Porz und Autor mehrerer Bestseller, mit einem Beitrag für die deutschsprachige Wochenausgabe des „Osservatore Romano“ (Nr.47, 20.11.2009, S.6; Schwabenverlag AG, D-73745 Ostfildern).

Nicht selten trifft man die polemische Auffassung an, der Zölibat sei doch „unnatürlich“. Was soll das eigentlich heißen? War Mahatma Gandhi unnatürlich, der immerhin ein dem Zölibat entsprechendes Gelübde abgelegt hat? Ist der Dalai Lama unnatürlich? Sind all die Menschen unnatürlich, die mit Absicht oder weil es sich irgendwie so ergeben hat, ehelos bleiben? Um mehr Klarheit zu gewinnen, muss man den hier zugrundeliegenden Naturbegriff untersuchen.

Lütz deckt im Folgenden in der Polemik gegen den Zölibat eine ideologische Verwendung des Begriffes „unnatürlich“ auf und schreibt dann:

Gewiss, der Zölibat bedeutet einen dauerhaften Verzicht auf gelebte Sexualität. Doch die Psychoanalytikerin Eva

Zeit im Spektrum

Jaeggi hat darauf hingewiesen, dass Singles, die ihr Singledasein nicht einfach bloß erleiden, sondern frei gewählt haben, auch für Menschen, die in vielleicht spannungsreichen und leidvollen Partnerschaften leben, ein sichtbares Zeichen dafür sind, dass man als Mensch nicht nur das halbe Fragment einer kaputten Partnerschaft ist, sondern eine eigenständige Person und nicht bloß Funktion einer Beziehung.

Zölibatäre haben in all den Jahrhunderten ganz praktische Antworten dafür gefunden, wie man mit dem Alleinsein gut zurechtkommen kann. Davon könnten heutzutage die vielen Singles profitieren. Aber auch heutige Zölibatäre sollten aus der reichen Geschichte dieser Lebensform lernen. Da ist der Rat des hl. Augustinus, dass der Zölibatäre kein Einzelgänger sein soll, sondern in einer „vitae communio“ [Gemeinschaft des Lebens] sich in gegenseitiger hilfreicher „correctio fraterna“ [brüderlicher Zurechtweisung] weiter vervollkommen kann. Da ist die Bedeutung der geistlichen Vaterschaft vor allem durch das Beichtsakrament. Da sind die geistigen Interessen, aber auch gute angemessene Freundschaften. Vor allem aber ist es das beständige Gebet, das den Zölibatären in einer kraftvollen Beziehungsfähigkeit erhält, so dass er aus einer solchen Gottesbeziehung heraus anderen im seelsorglichen Kontakt den Zugang zu Gott eröffnen kann. So ist ja selbst der Kartäusermönch kein beziehungsloser Einzelgänger, sondern er lebt in der vitalen geistlichen Beziehung zu Gott und zu Kirche und Welt. Solange die Ehelosigkeit der Priester und Ordensleute so gelebt wird, ist sie der Natur des Menschen, der ein soziales Wesen ist, gemäß. Unnatürlich wird das Zölibatsleben nur dann, wenn das Alleinsein zum abgeschlossenen Egoismus wird oder zur narzisstischen Selbstinszenierung. Vor solcher der Natur des Menschen widersprechenden „incurvatio in seipsum“ [Verkrümmung in sich selbst] ist aber auch der Verheiratete nicht gefeit. (...)

Den Papst-Kritikern ins Ohr

„Komma“, Magazin für christliche Kultur, brachte unter seiner Rubrik „Menschen“ afrikanische Stimmen zur Immunschwäche-Krankheit AIDS, die in Afrika besonders stark verbreitet ist (Nr. 65/2009, S.51; Goethestr.5, D-52064 Aachen).

Die Propagierung von Treue ist der Schlüssel, um die Verbreitung von AIDS in Afrika zu stoppen. Diese Ansicht vertrat der kenianische Vizepräsident Kalonzo Musyoka auf einer Studientagung der anglikanischen Kirchen Afrikas in Nairobi (Kenia). „Ich bin zuversichtlich, dass wir die Verbreitung des HI-Virus stoppen können, wenn wir eheliche Treue praktizieren“, sagte Musyoka vor den Konferenzteilnehmern aus Staat, Gesellschaft und Kirche. Entscheidend sei, dass Christen zu einer strikten Einhaltung moralischer Werte zurückkehrten. Der Kontinent brauche dringend neue Ideen für die Bekämpfung der tödlichen Immunschwächekrankheit. Dazu gehöre auch die Bekämpfung von Armut, Ungleichheit und schlechter Staatsführung. Auch Desmond Johns von der UN-Organisation UNAIDS nannte die katholische Kirche „einen sehr guten Partner im Kampf gegen AIDS“. Hoffentlich haben auch Papstkritiker diese Worte gehört ...

Dienst an Kranken

Den ersten und bisher einzigen ambulanten Hospiz-Dienst für AIDS-Kranke in Deutschland stellte die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ ihren Lesern Ende November vor („Sterben als Lebensaufgabe“, Nr. 277 vom 28./29.11.2009). Dieser Hospizdienst wirkt seit 1997 in Berlin unter dem Namen „Taufwerk“ (benannt nach dem „Taufwerk“ des hl. Franz von Assisi) und wurde von zwei Franziskanerinnen (Jg. 1937 und Jg.1960) gegründet, die zunächst in einem Krankenhaus arbeiteten, dann aber zum ambulanten Dienst in weltlicher Kleidung übergangen, um Vorurteile eher überwinden und den Sterbenden in ihrer gewohnten Umgebung beistehen zu können. Hier einige Stellen aus dem Bericht.

(...) Schwester Juvenalis, Jahrgang 1937, wusste, worauf sie sich einließ. Die Mauritzer Franziskanerinnen (benannt nach dem Kloster in Münster St. Maurit, wo sie viele Jahre eine Männerstation in einem Krankenhaus leitete), erinnert sich noch gut an ihren ersten Aidskranken. Der Mann stammte aus Frankfurt und wurde 1991 als Notfall auf ihre Station gebracht, als er in Münster zu Besuch bei seiner Großmutter war. Die Familie hatte

ihn verstoßen. „Dass er schwul war“, sagt Schwester Juvenalis, „hatten seine Eltern so gerade noch akzeptiert. Als er sich aber mit HIV infizierte, wollten sie nichts mehr von ihm wissen.“ Das Erste, was er zu ihr sagte: dass er gewiss nicht freiwillig in ein katholisches Krankenhaus mit Ordenschwestern gegangen wäre. Das sei schwer für sie gewesen, sagt Schwester Juvenalis. Doch dann, kurz bevor er starb, habe er sie noch einmal gerufen und sich bei ihr bedankt: „Ich habe hier ein anderes Gesicht der Kirche kennengelernt.“ Schwester Juvenalis erkannte damals, dass es so nicht weitergehen konnte. (...)

Jahr für Jahr sterben in Berlin 100 bis 110 Menschen an den Folgen von Aids. Gut ein Viertel der Sterbenden wird von Tauwerk begleitet, dem bis heute noch immer einzigen auf Aids spezialisierten ambulanten Hospizdienst in Deutschland. Die Begleitung wird unentgeltlich geleistet, die Arbeit finanziert sich überwiegend durch Spenden. (...)

Berlin heute in einem Wort

Ein Erlebnis aus der Berliner U-Bahn erzählt Propst Dr. Gerald Goesche vom Institut St. Philipp Neri in Berlin unter dem Titel „Kieck maa, een Christlicher“ im Mitteilungsblatt seines Instituts (Nr. 3/2009, S.18; St. Afra-Stift, Graunstr. 31, D-13355 Berlin):

Na, wann würde der Herr neben mir quer über den Mittelgang der U-Bahn mit dem Kopf in meinen Schoß fallen? Einige Leute in dem vollbesetzten Wagen grinsten schon. Ich sah belustigt und auch ein wenig besorgt auf meinen im Schlaf schwankenden Nebenmann. War das überhaupt ein Mann? Von der Seite hätte sein Gesicht beinahe das einer älteren Dame sein können. Die Person wirkte durch den Versuch, ihre weißen Haare billig braun zu färben, irgendwie besonders alt, ja verbraucht. Am linken kleinen Finger prangte ein dicker Ring mit einem großen Stein, der den Gesamteindruck nicht verbesserte. Aber doch, es war ein Herr, und ein-, zweimal war er mir jetzt beinahe schon in den Schoß gefallen. Da wachte er plötzlich auf, blinzelte zu mir herüber und fragte: „Katholisch“? Als ich bejahte, sagte er nur – beinahe liebevoll – ein Wort, aber darin lag viel vom Elend, von der Sehnsucht und von der Hoffnung dieser Stadt: „Schön.“

Kirche in Deutschland wie gelähmt

Die Kirche in Deutschland müsse beim Lebensschutz etwas lauter werden, meinte Dr. Manfred Spieker, Professor für Christliche Sozialwissenschaften am Institut für Katholische Theologie an der

Universität Osnabrück, in einem Interview für die „Katholische Sonntagszeitung“ (28./29.11.2009, S. 6). Hier einige Stellen aus seinen Antworten.

(...) Wenn ich sehe, dass am 17. Oktober in Madrid 1,2 Millionen Menschen für das Leben demonstriert haben – und das war bereits die dritte große Demonstration –, dann kann ich nur sagen: Dort steht die ganze Kirche geschlossen dahinter. Der Kardinal von Madrid, die spanische Bischofskonferenz und die Pfarrgemeinden rufen dazu auf, und das führt dazu, dass etwa 40 Lebensschutzorganisationen gemeinsam diese Demonstration veranstaltet haben. Die Kirche in Deutschland ist hingegen gelähmt. Das führe ich auf den Konflikt der Mehrheit der deutschen Bischöfe um Kardinal Karl Lehmann mit Papst Johannes Paul II. und dem damaligen Kardinal Joseph Ratzinger um den Beratungsschein zurück. Der Konflikt ist zwar im Jahre 2001 beigelegt worden, aber dennoch ist die Kirche in Deutschland im öffentlichen Einsatz für den Lebensschutz wie gelähmt. Daran ändert auch die jährliche „Woche für das Leben“ nichts. (...)

Es reicht nicht, alle vier Jahre die Wähler daran zu erinnern, dass sie bei der Wahl das Kriterium des Lebensschutzes beachten sollen. Mehrere Bundestagskandidaten der CDU sagten mir im übrigen nach der Wahl, dass sie bei Veranstaltungen katholischer Verbände im Wahlkampf nicht ein einziges Mal nach ihrer Position in Fragen des Lebensschutzes gefragt worden seien. (...)

Politische Demonstrationen und Gebete sind keine Alternative. Beides ist notwendig. Ich halte die Entscheidung der Erzdiözese München, EuroProLife die Kirche nicht zu öffnen und sich von diesem Gebetszug zu distanzieren, für absolut verkehrt. (...), aber dass man so einer Gruppe von Christen in den Rücken fällt und sie in die Nähe von Rechtsradikalen rückt, halte ich einfach für unglaublich. Das war eine falsche, eine feige Entscheidung. (...)

Das eigentliche Problem

In der Zeitung „Die Tagespost“ (21.11.2009) kommentierte deren Chefredakteur Markus Reder die Gründung des „Arbeitskreises Engagierter Katholiken“ (AEK) in der CDU/CSU:

(...) Nun haben sich katholische Christen zusammengetan und einen Arbeitskreis gegründet. Als Pendant und notwendige Ergänzung zum Evangelischen Arbeitskreis (EAK) wollen sie ihn verstanden wissen und katholische Anliegen wieder stärker in die innerparteiliche Diskussion einbringen. (...) Anliegen und

Intention sind gut, die Umsetzung dürfte schwierig werden. Will ein solcher Arbeitskreis mehr sein als ein kurzer provokanter Nadelstich, dann braucht er eine breitere personelle Basis. Als Mitglieder und Unterstützer fehlen – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – bislang genau die, die in politischer Verantwortung stehen: Mandats- und Funktionsträger der „C“-Parteien. Das offenbart ein Dilemma. Der Union fehlt ein kompakter katholischer Flügel. Wo sind die charismatischen Führungspersonlichkeiten, denen es gelingt, unterschiedliche katholische Interessen zusammenzuhalten und einen realistischen Politikansatz zu formulieren?

Innere Spaltungen und Richtungsstreitigkeiten in der Kirche, die sich zwangsläufig auf die politische Mitgestaltung auswirken, lassen sich auch durch die Gründung eines Arbeitskreises nicht auflösen. Hier liegt das eigentliche Problem. Mit Anette Schavan hat eine engagierte Gremienkatholikin die Liberalisierung des Stammzellgesetzes betrieben. Bei „Donum vitae“ ist der Schaden für das gemeinsame Zeugnis der Kirche in Sachen Lebensschutz offensichtlich. Und beim Betreuungsgeld streiten sich selbst katholische Verbände. Wie praktisch für die Politik, wenn Katholiken zerstritten sind. Über Profilverlust braucht man sich dann nicht wundern

Nicht überholt, immer neu

Im Geleitwort zum „Directorium spirituale“ 12/2009 schrieb Prälat Josef Grabmeier zum Ende des alten und zum Anfang des neuen Jahres:

(...) Man will sie da und dort zum Verstummen bringen, die Boten des Evangeliums, die Zeugen des Wortes Gottes. Auch die Öffentlichkeit hierzulande verschweigt sie weithin. Aber die Botschaft Gottes wird in einer von Ängsten, Leid und Tod bedrohten Welt sehnsüchtig erwartet und nimmt ihren Lauf. An unglaublich viele Orte in aller Welt bringt sie Licht, Hoffnung und Freude. Die Geburt Christi, die wir in diesem Monat feiern, ist nicht ein überholter Vorgang der Geschichte. Die Geburt Christi ereignet sich jeden Tag, überall in der Welt, an unzähligen Orten, wo geglaubt, gebetet und Eucharistie gefeiert wird. Das Wort Gottes, das Trost und Vergebung schenkt, lässt sich nicht aufhalten.

Das Versiegen, das Aufbrauchen, die Leere begegnen uns in unserer Welt auf Schritt und Tritt ... Nur eines bleibt und versiegt nicht, versiegt nie und nimmer: das „lebendige Wasser“, das Wasser des Lebens, die Kraft des Lebens, Gottes Wirken. Sie erhält alles im Dasein. Die Auferstehung bürgt dafür.



Alfred Grosser: Von Auschwitz nach Jerusalem. Über Deutschland und Israel, Reinbek 2009, 204 Seiten, ISBN 978 3 498 02515 1. Euro 16.90; (A: Euro 17.40).

Auf die Frage, was er denn sei: Philosoph, Soziologe, Politologe, Theologe oder Historiker antwortete der Autor anlässlich eines Kolloquiums: „Moralpädagoge“.

Daran zweifelt niemand, der „Von Auschwitz nach Jerusalem“ gelesen hat. Alfred Grosser weist einen Weg in eine bessere Zukunft. Aber Grosser ist weit mehr als ein Wegweiser; er geht selbst diesen Weg, und das seit vielen Jahrzehnten.

1925 in Frankfurt am Main als Sohn jüdischer Eltern geboren musste er 1933 die Heimat verlassen. Er wurde Franzose. Unter einer falschen Identität konnte er als Lehrer an einer katholischen Schule die Jahre der Verfolgung überstehen. Von Tätern und Helfern umgeben, wurde ihm damals zur Gewissheit, „dass es keine Kollektivschuld gibt“, aber Mitverantwortung für die Zukunft, auch der besiegten Deutschen.

Sein hohes Ansehen, die Ehrungen, die er entgegennehmen durfte, so

1975 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, sind nicht erkaufte durch Gehorsam gegenüber den Vorgaben der Political Correctness oder durch Schmeicheleien gegenüber den Mächtigen. Im Gegenteil: Das Buch ist randvoll mit substanzhaltiger Kritik. Bedauernd räumt er freilich ein, dass er diese Freiheit seinem Jude-Sein verdankt in einem Lande, das an wachsendem Masochismus leidet.

Seine fundierte, nachvollziehbare Kritik trifft Lebende wie Tote, Deutsche, Franzosen und Israelis, Christen, Juden und Moslems, Rechte wie Linke, auch Ernesto Guevara, Daniel Goldhagen, Walter Jens, Günter Grass und andere Ikonen der „anständigen Deutschen“.

Den deutschen Bundespräsidenten lobt er, weil der vor der Knesset gesagt hat, jeder Deutsche sollte sich verpflichtet fühlen, die Menschenwürde überall ernst zu nehmen. Er tadelt ihn, weil er es versäumt hat, das Los der Palästinenser anzusprechen. *Konrad Löw*

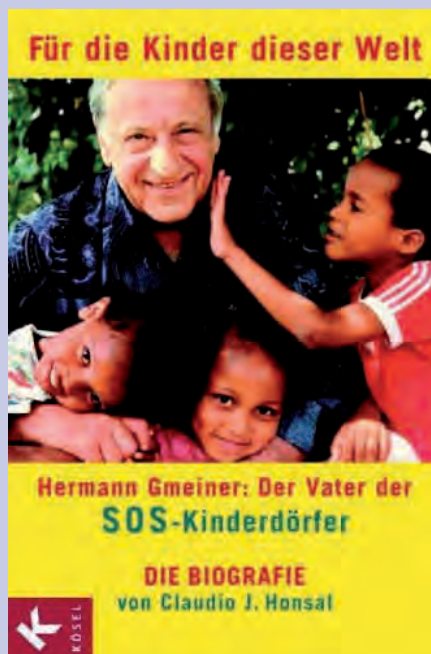
Claudio J. Honsal: Für die Kinder dieser Welt. Hermann Gmeiner: Der Vater der SOS- Kinderdörfer.

Die Biografie (München: Kösel Verlag, 2009, ISBN 978-3-466-30823-1 288 Seiten, (D) Euro17,95 / (A) Euro18,50

Dieses Buch beschreibt die Erfolgsgeschichte des 20. Jahrhunderts: das Werk des Vorarlbergers Hermann Gmeiner (1919-1986) – die SOS-Kinderdörfer. Der Rezensent hatte ihn noch selber kennengelernt und kann manches bestätigen, was hier erzählt wird.

Der Autor lässt den Leser miterleben, wie dieser Mann ein weltweites Hilfswerk für Kinder aufgebaut hat, das auch nach seinem Tod am 26. April 1986 immer noch weiter wächst.

Es war eine „verrückte Idee“ in den Augen selbst seiner Freunde, aber alle Widerstände und unglaubliche Schwierigkeiten entmutigten diesen Mann nicht. Es war nicht nur der Glaube an seine Idee, verlassen Kindern wieder eine Mutter, Geschwister und eine Heimat zu bieten, sondern auch der Glaube, dass man „ohne die Hilfe Gottes, nichts zusammenbringt, was Bestand hat“. Seit dem Richtfest des ersten SOS-Kinderdorf in Imst (bei



Innsbruck) im Dezember 1949 entstanden weltweit (in über 130 Ländern!) und jetzt (2009) sind es 500 SOS-Kinderdörfer mit etwa 60.000 Kindern.

Honsal's Biografie ist jedoch mehr, als eine Biografie, die man liest und dann weglegt! Für den Pädagogen und für Eltern sind vor allem die Prinzipien

Gmeiners relevant. Hermann Gmeiner hatte keine Erziehungswissenschaft studiert, keine großen Werke geschrieben, und doch grundlegende Erziehungsprinzipien erfolgreich angewandt: ein Kind braucht eine Mutter, Geschwister, ein Heim, und das „support system“ (= die unterstützende Umwelt) eines Dorfs. Das ist eine uralte Weiheit, dass man ein ganzes Dorf braucht, um ein Kind zu erziehen. Hier wird es anschaulich und überzeugend gezeigt! Neben Don Bosco im 19. Jahrhundert, dessen Werk ebenso weltweit verbreitet ist und lebt, dürfte Gmeiner der erfolgreichste Pädagoge unserer Zeit sein.

Es wäre sehr zu empfehlen, wenn unsere Politiker, die bei der Erziehung unserer Kinder „mit-mischen“, dieses Buch einmal (oder am besten ein paar-mal!) lesen würden.

Man muss dem Verlag ein Kompliment machen, dass er den Mut hat, ein solches Buch heutzutage herauszubringen. Wer das Buch kauft, spendet mit dem Preis einen Euro für SOS-Kinderdörfer. Auch deshalb ist zu wünschen, dass es zu einem „Bestseller“ wird.

Prof. Dr. Hans Schieser

Die Stellungnahme von Manfred Libner im Fels 12/2009 (S.362) zur Meldung „Neuer Vorsitz im BVL“ (11/2009, S. 343) enthält leider einige Aussagen, die nicht aufklären, sondern die klare Sicht auf den Vorgang vernebeln.

1. Sein Pochen auf die Einstimmigkeit der Wahl Lohmanns zum BVL-Vorsitz widerlegt nicht die „Fels“-Nachricht, „dass die Stimme der Alfa – mitgliederstärkste Organisation im BVL – bei der Wahl gar nicht vertreten war“. Dazu schweigt Libner. Stattdessen betont er, dass die Alfa-Vorsitzende Dr. Claudia Kaminski Lohmann „öffentlich in sein Amt eingeführt“ hat, als wenn das eine Zustimmung im Wahlakt ersetzte. Dass alle bekannteren „Lebensrechtler“ mit der Personalie „glücklich“ wären, deckt sich nicht mit meiner mündlich und schriftlich gesicherten Kenntnis.

2. Libner moniert, der umstrittene Lohmann-Kommentar zur Schwangerschaftskonfliktberatung (wie schon im Fels Nr. 12 klargestellt) sei „zu einem anderen Zeitpunkt als von Ihnen behauptet“ erschienen. Der bereits im „Fels“ Nr. 12 korrigierte, ganz offensichtliche Datenfehler „1992“ ist aber ein schwaches Argument. Es fällt wie ein Bumerang auf Libners Verteidigungsrede zurück. Denn das korrekte, spätere Datum (9.3.) 2002, also nach jahrelangen Ermahnungen durch Rom und sogar nach der am 1. Januar 2001 in den deutschen Diözesen begonnenen Neugestaltung der Beratungspraxis, lässt Lohmanns Kommentar nur noch unbelehrbarer und illoyaler gegenüber der römischen Lehrautorität erscheinen.

3. Glatt falsch ist deshalb auch Libners Behauptung, Lohmann habe sich lediglich „an einer damals noch offenen Diskussion“ beteiligt. Im März 2002 war nichts mehr offen, sondern alles entschieden. Roma locuta, causa finita. Schon am 24. November 2001, also 14 Wochen vor Lohmanns Kommentar in der „Rhein-Zeitung“, hatte die Tageszeitung „Die Welt“ die richtige Schlussfolgerung gezogen: „Damit ist der ‚Fall Kamphaus‘ zu einer Frage der Disziplin und des Gehorsams gegenüber Rom geworden.“ Dies galt auch für den Katholiken Lohmann in seiner Verantwortung als meinungsbildender Chefredakteur einer großen Regionalzeitung. Sollte er es für inopportun gehalten haben, die Haltung seiner Kirche in seinem Blatt zu vertreten, hätte er persönlich auf die Kommentierung verzichten können.

4. Irreführend ist weiterhin Libners Bemerkung, Lohmann habe „Verständnis für die guten Absichten von Bischof Kamphaus“ geweckt. Hier liegt nicht das Problem. Ginge es nur darum, hätte die Aussage, dass „in dieser nicht-dogmatischen Frage mehrere katholische Wege zum selben Ziel denkbar waren und bleiben“ nicht sein müssen. Lohmanns flapsige Anspielung auf eine Waschmittelwerbung, „dass moralische Forderungen letztlich nur im Lehrbuch ganz ‚parentif rein‘ umsetzbar sind“, ist sogar geeignet, die päpstliche Position lächerlich zu machen. Peinlich deplaziert bei diesem moraltheologischen Thema ist auch Lohmanns Argument, „dass Vielfalt kein Hindernis für Einheit sein muss. Manchmal kann Vielfalt nämlich geradezu Ausdruck einer farbenfrohen und lebendigen Einheit sein“ – als wenn es hier um den Karneval der Kulturen ginge statt um die Frage einer christlichen Mitwirkung in einem System der Massentötung. Dann bedient der Autor auch noch das antirömische Klischee vom „fernen Rom“, das die Gewissensnöte des Limburger Mitbruders „nicht wirklich erkannt“ habe. Abschließend macht er sich die „Donum Vitae“-Philosophie zu eigen, indem er bedauert: „Viele, die ‚nur‘ den Schein wollten und doch zum Kind bewegt werden konnten, können nun einheitlich nicht mehr erreicht werden“ – womit er des Papstes Argument von der Einheit und Klarheit des katholischen Zeugnisses süffisant konterkariert. Über bloßes Werben um „Verständnis für die guten Absichten von Bischof Kamphaus“ gehen diese Positionen und Sticheleien gegen Rom weit hinaus.

Fazit: Martin Lohmanns Verteidigung durch seinen Stellvertreter im BVL führt in mehrfacher Hinsicht in die Irre. Eine Distanzierung Lohmanns von seinem Kommentar kann Libner nicht vorweisen. Es kommt bei der Auswahl eines BVL-Vorsitzenden (und seines Stellvertreters) nicht nur darauf an, welche Meinung er derzeit vertritt, sondern auch darauf, ob er Gewähr bietet, jederzeit geradlinig und loyal, auf hohem Argumentationsniveau und in der angemessenen Ernsthaftigkeit ein moralisches Anliegen zu vertreten. Nicht nur die richtige Gesinnung, sondern persönliche Glaubwürdigkeit ist gefragt. Bagatellisierende, die Tatsachen verwischende Apologetik schafft dagegen ebenso wenig Vertrauen wie die Haltung: „Was kümmert mich mein dummes Geschwätz von gestern“.

Dr. Andreas Püttmann, Bonn

Die Schweizer Bürger haben Europäern Mut gemacht

Herzlichen Dank allen Schweizer Bürgern, welche die Ruftürme, die Minarette abgelehnt haben. Die Schweiz hat ganz Europa einen großen Dienst geleistet. Als katholischer Geistlicher bitte ich alle um Verzeihung für die jämmerlichen Äußerungen, die von Kirchenmännern für die Minarette erfolgt sind und damit für den Muezzin-Ruf, der eine Verleugnung des christlichen Glaubens darstellt.

Wie Frau Professor Mertensacker ... zurecht in ihrem Buch „Moscheen in Deutschland“ darlegt, ist es eine unzulässige Verkürzung, von einem „Gebetsruf“ zu sprechen. Denn von den sieben Sätzen fordert nur der vierte zur Anbetung Allahs auf. Alle anderen Sätze verkünden dessen Herrschafts-Anspruch und werden als politisches Programm verstanden. Wo der „Gebetsruf“ öffentlich proklamiert wird, zumeist mit Lautsprechern verstärkt, da herrscht nach islamischer Lehre Allah. Der Ruf lautet: „Allah ist der Größte! (viermal). Ich bezeuge, dass es keinen Gott gibt außer Allah! (zweimal). Ich bezeuge, dass Muhammad der Gesandte Allahs ist! (zweimal). Kommt her zum Gebet! (zweimal). Kommt her zum Erfolg! (zweimal). Allah ist der Größte! (zweimal). Es gibt keinen Gott außer Allah!“

Der Muezzin-Ruf ist bewusster Affront gegen das christliche Bekenntnis des dreieinigen Gottes. Der Ruf verstößt gegen das erste Gebot des wahren Gottes: „Du sollst keine Götzen neben MIR haben!“. Letztlich geht es beim Kampf um die Minarette darum, die Bedeutung der Moschee aufzuwerten. Übersetzt bedeutet „Moschee“: „Ort der Niederwerfung“ (vor Allah). Die Moscheen sind Stützpunkte „auf dem Weg Allahs“, d.h. auf dem Weg der Eroberung. Denn schon in der ersten Moschee wurden Staatsgeschäfte erledigt, Gesandtschaften empfangen und politische Entscheidungen getroffen.

Die Bürger der Schweiz haben vielen Europäern Mut gemacht, das Vordringen des Islam nicht schweigend hinzunehmen, sondern geistig und durch eine Vertiefung des christlichen Glaubens Europas christliches Fundament zu bewahren.

Pfr. Winfried Pietrek, Lippstadt

Wir bitten um Spenden für den

DER FELS

Katholisches Wort in die Zeit



Dörner, Reinhard (Hg.): „In den letzten Tagen werden schlimme Zeiten hereinbrechen“ (nach 2 Tim 3,1). Der Antichrist und die Welt von heute. Berichtband der Osterakademie Kevelaer 2008. Verlag Kardinal-von-Galen-Kreis e. V., 201 S., ISBN 978-3-9812187-0-1, Euro 11,00.

Osterakademie Kevelaer 2010

7.- 10. April, Priesterhaus Kevelaer; Thema: Du bist Petrus (Mt 16,18) Der Papst – Hirte und Lehrer der Völker; Veranstalter: Kardinal-von-Galen-Kreis; mail: kgvk@kgvk.de; Anmeldung: Priesterhaus, Kapellenplatz 35, 47623 Kevelaer

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Walter Flick (IGFM)
Borsig-Allee-9, 60388 Frankfurt
- Dr. med. Karl-Maria Heidecker
Holzhauserstr. 23, 55411 Bingen
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Bernhard Mihm
Bekscher Berg 59, 33100 Paderborn
- Prof. P. Dr. Karl Wallner OCist
Otto-von-Freising-Platz 1
A-2532 Heiligenkreuz
- Maria Veronika Walter
Karl-F.-Becker-Weg 18,
63069 Offenbach
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A, 82346 Andechs

Messfeiern nach dem Motu Proprio „Summorum Pontificum“
siehe Heft 1/2009, S. 29

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 25.01.2010, Maria-Hilf-Kirche, Sühnegeb.std. Euch.feier, Predigt, Beichte u. euchar. Anbet. von 18.00 - 22.00 Uhr m. Pfr. R. Lambert; monatl. Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises; Hinweise: 02602-7272

Exerzitien

28.01. - 31.01.2010, Gebetsstätte Wigratzbad, Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus: Dem Ziel entgegen: Über unsere Zukunft. Anmeldung: 08385-92070; Hinweise: 08191-22687

Gebetsanliegen des Hl. Vaters



im Januar 2010

1. Für die jungen Menschen: Die heutigen Kommunikationsmittel mögen ihre persönliche Entwicklung und ihren Dienst an der Gesellschaft unterstützen.

2. Für alle, die an Christus glauben: Ihre Einheit fördere eine wirksame Glaubensverkündigung.

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743, e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

Landsberg-Ammersee Bank eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Kardinal Swiatek – „Wir sind noch nicht am Ende“

Es wird immer unverständlich bleiben, wie westliche Intellektuelle den Kommunismus so verherrlichen konnten, obwohl sie wissen mussten, dass Kommunismus und Nationalsozialismus gleich grausam sind. Der weißrussische Kardinal Kazimierz Swiatek von Minsk hat unter beiden totalitären Systemen gelitten. Er wurde am 21. Oktober 1914 geboren. Als er sechs Jahre alt war, wurde seine Familie von den Bolschewiken nach Sibirien zwangsdeportiert. Erst als Erwachsener kehrte er nach Weißrussland zurück, wo er 1939 heimlich zum Priester geweiht wurde. 1941 wurde er als angeblich reaktionärer Priester von Sowjets verhaftet und zum Tode verurteilt. In der Nacht vor der Exekution kamen plötzlich die deutschen Truppen. Die Sowjets liefen davon, ohne sich die Zeit zu nehmen, ihre Gefangenen noch zu erschießen. Überrascht sagte Swiatek: „Jetzt haben mich die Faschisten gerettet.“ Unter Einschränkungen konnte er zunächst weiter als Priester tätig sein. Nach fast zwei Jahren berichtete ihm jedoch eine Frau, die bei den deutschen Truppen arbeitete, es sei ausgemachte Sache, dass er in der nächsten Nacht erschossen würde. Die Chance zur Flucht nutzte Swiatek nicht. „Ich hatte keine Lust mehr zu fliehen. Wohin auch?“ Swiatek glaubte, dass sein Leben nun zu Ende sei und betete: „Gott gib mir einen guten Tod.“ Einen Tag später wurde Swiatek tatsächlich eingesperrt, um am nächsten Morgen erschossen zu werden. Doch um drei Uhr nachts brach plötzlich ein Geschosshagel über den Ort herein. Die Sowjets kehrten zurück, und die Deutschen mussten fliehen, ohne ihre Gefangenen noch erschießen zu können. Swiatek stellte fest: „Dies-



mal haben mir die Sowjets das Leben gerettet.“ Pfarrer Swiatek konnte seinen Seelsorgedienst wieder aufnehmen. Aber fünf Monate später wurde er wieder verhaftet und zum Tode verurteilt. Am Tag der Hinrichtung teilte ihm jedoch der Militärrichter mit: „Wir werden keine Kugel bei Deiner Erschießung vergeuden. Du kommst nach Sibirien. Dort wirst Du arbeiten, bis Du krepierst.“ Und Swiatek kam zunächst in ein sibirisches Lager jenseits des Polarkreises. Später kam er in das berüchtigte Lager Workuta. Das war die tiefste Hölle im Archipel Gulag. Nach zehn Jahren wurde Swiatek ins KGB-Büro gerufen. Über die dortige Vernehmung berichtete er: „Wieder sollte ich erschossen werden. Der mit meiner Sache betraute Offizier hat meine Unterlagen vor meinen Augen lange studiert und fragte dann endlich: „Wie hast Du das alles ausgehalten? Du solltest eigentlich schon längst tot sein.“ Darauf Swiatek: „Du wirst mir wahrscheinlich nicht glauben. Das war Gott, der mich am Leben erhalten hat.“ Erst nach einer Pause fragte der Offizier zurück: „Wer ist Gott?“

Dann schrieb der Offizier etwas in die Akte Swiateks ohne eine Wort zu sagen. Swiatek betete inzwischen und fragte sich selbst: „Was schreibt er da? Einen neuen Exekutionsbefehl oder weitere zehn Jahre Sibirien?“ Es dauerte eine Ewigkeit. Swiatek erzählt: „Schließlich hat mich der Offizier angeschaut, sein Blick war geradezu zärtlich und voller Mitleid. Du bist frei. Da unterschreib!“ Und der langjährige Häftling war tatsächlich frei. Im Jahr 1954 kehrte Swiatek zum zweiten Mal heim nach Weißrußland. Dort gab es keine Priester und keine Kirchen mehr. Swiateks Anträge auf eine Seelsorge-Erlaubnis wurden wiederholt abgelehnt. Der KGB drohte ihm mit einer neuen Haft in Workuta. Swiatek aber reagierte gelassen: „Damit könnt Ihr mich nicht mehr schrecken. Ich kenne ja Workuta. Vergesst aber nicht: In der Sowjetunion gibt es drei Arten von Bürgern: jene die in Workuta waren, jene, die dort sind, und jene, die einmal dort hinkommen ... Gehört Ihr vielleicht zur dritten Gruppe?“ Swiatek bekam endlich seine Erlaubnis, als Seelsorger arbeiten zu dürfen. Es ist tröstlich zu sehen, dass es auch in totalitären Systemen manchmal gute Menschen gibt. Nach der Wende ernannte Papst Johannes Paul II. Swiatek zum Erzbischof von Minsk. 1994 wurde Swiatek Kardinal. Heute leitet Bischof Swiatek trotz seines hohen Alters noch das Bistum Pinsk. Auf diesen Bischof treffen die Worte von Theodor Haecker zu: „Wir sind noch nicht am Ende. Das ist der erste Trost dieser Tage. Aber es wird ein Ende sein. Das ist der zweite Trost. Und das Ende wird Gott sein. Das ist der alles übersteigende Trost aller unserer Tage.“

Eduard Werner